



A. B.

IV 72

-568-

~~24~~

94/819

v

Agnes Lauter

zum 28. Okt. 1892 von
ihrem Wittweführer in
Himmelkron.

AHS Neuendettelsau NEUD1
0 077 119



Lebensläufe

selig heimgegangener Schwestern

des

Diakonissenhauses Neuendettelsau.



Motto:

„Mein Thun sinkt hin,
wer mag davon noch reden, wenn ich sterbe?
aber Deine Gnade bleibt mir,
und hilft mir durch zum Leben.“

Lebensläufe

selig heimgegangener Schwestern

des

Diakonissenhauses Neuendettelsau.

Ihren noch pilgernden Genossinnen zu Trost und Macheiferung

darbereicht von

Friedrich Meyer, Pfarrer,
Rector des Diakonissenhauses zu Neuendettelsau.

Nördlingen.

Verlag der C. G. Beck'schen Buchhandlung.
1884.

Druck von C. G. Beck in Nördlingen.

Vorwort.

Ganz ohne alle Ansprüche wollen diese Lebensläufe hinausgehen. Wir dachten, es sei mit dem seligen Heimgang der ersten Oberin unseres Hauses ein bedeutsamer Abschnitt unserer Anstaltsgeschichte eingetreten. Wir ließen die Gestalten aller seligen Schwestern von Neuenbottelsau an unserem Auge vorübergehen und der Wunsch entstand, es möchten ihre theils in fliegenden Blättern, theils in unserem Correspondenzblatt zerstreut erschienenen Lebensläufe in einem handlichen Büchlein zusammengefaßt werden als ein Spiegel, ein Trost, eine Erinnerung für unsere noch lebenden Schwestern. Viele werden, das wissen wir, dies Büchlein

mit Freuden begrüßen, und wenn die schmucklosen Aufzeichnungen auch unsern Freunden, unsern früheren Schülerinnen, Schwestern und Freunden anderer Mutterhäuser und der Diakonissensache überhaupt wohlgefallen und zur Erbauung gereichen, so sagen wir dem Herrn Dank und freuen uns darüber.

Diese Lebensläufe sind sehr einfacher Art, sie enthalten keine großen, auffälligen Dinge. Aber es ist doch herzbeweglich und erbaulich, zu sehen, wie schlichte, verborgene Mägde Jesu an der Hand ihres Herrn und Seines Wortes durchs Leben gegangen sind und in ihrem Dienste und ihrem Leiden Frucht gewirkt haben zum ewigen Leben. Auch kleine Sternlein zeugen vom Dasein und vom Licht der großen Sonne.

Abgedruckt sind die allermeisten dieser Lebensläufe gerade so, wie sie als Parentationen in den betreffenden Leichengottesdiensten gehalten wurden, darum wollten wir die angefügten Ermahnungen nicht weglassen. Elf derselben sind vom sel. Löhle, einer von Inspektor Deinzer, einer von unserer jetzigen Frau Oberin, die

übrigen vom Herausgeber dieses Büchleins verfaßt. Wenn einzelne selige Schwestern nur mit Nennung ihrer Namen ohne Lebenslauf eingezeichnet sind, so liegt der Grund darin, daß nach ihrem Ableben einen Lebenslauf zu verfassen versäumt wurde. Der Mangel ließ sich nach dem Tode des sel. Löhe nicht mehr ersetzen.

Möge Gottes Segen dieses Büchlein geleiten zur Ehre des größten Dieners aller Welt, unsers hochgelobten Herrn Jesus Christus.

Neuendettelsau.

Friedrich Meyer.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
1. Caroline Rheineck, I. Vorsteherin, † 1855, 21. August . . .	1
2. Emma Link, Diakonissin, † 1856, 22. März	16
3. Emma Merz, Diakonissin, † 1858, 26. September . . .	18
4. Lisette Herrmann, Diakonissin, † 1859, 1. September . . .	26
5. Leonore Reichold, Diakonissin, † 1859, 9. Oktober . . .	31
6. Johanna Büttner, Diakonissin, † 1860, 10. Mai	32
7. Marie Berger, Diakonissin, † 1860, 16. Oktober	32
8. Johanna Zwanziger, Diakonissin, † 1862, 17. August . . .	40
9. Katharine Herbst, Probenschwester † 1862, 15. Dezember	40
10. Pauline Haag, Diakonissin, 1863, 20. Dezember	46
11. Elise Steinlein, Diakonissin, † 1864, 28. Dezember . . .	56
12. Regine Elfer, Diakonissin, † 1866, 21. Juni	71
13. Cäcilie Böschel, Diakonissin, † 1867, 2. November . . .	79
14. Marie Wegmann, Probenschwester † 1868, 8. März . . .	98
15. Christine Ofsander, Diakonissin, † 1868, 19. November . .	98
16. Magdalena Wunner, Diakonissin, † 1871, 7. Januar . . .	107
17. Auguste Sanber, Diakonissin, † 1872, 26. März	122
18. Elise Lindmann, Diakonissin, † 1872, 30. Dezember . . .	132
19. Lina Lohr, Diakonissin, † 1873, 28. April	136
20. Elise Leupold, Diakonissin, † 1874, 27. Januar	138
21. Caroline Förster, Diakonissin, † 1874, 14. Dezember . . .	142
22. Margarethe Schalkhäußer, Diakonissin, † 1875, 30. Dezbr.	145

	Seite.
23. Marie Carl, Diakonissin, † 1876, 23. Februar . . .	152
24. Kunigunde Fischer, Diakonissin, † 1876, 26. September	161
25. Anna Wild, Diakonissin, † 1878, 14. Januar . . .	171
26. Marie Kau, Probeschwester, † 1879, 5. Februar . . .	184
27. Luise Urich, Probeschwester, † 1879, 9. April . . .	197
28. Doris Freiberg, Probeschwester, † 1879, 13. April . .	211
29. Marie Böttinger, Diakonissin, † 1880, 9. April . . .	219
30. Dorothea Braun, Diakonissin, † 1880, 10. August . .	235
31. Caroline Zmmler, Diakonissin, † 1881, 3. Juni . . .	248
32. Johanna Steinmeyer, Diakonissin, † 1882, 7. Juni . .	262
33. Barbara Goppelt, Diakonissin, † 1882, 10. Oktober . .	268
34. Amalie Rehm, Oberin, † 1883, 11. März	281

„Es bleichen meine Thränen
Den Schleier nimmer rein,
Dein blutiges Versöhnen
Das reinigt ihn allein.

In Deiner Gnade Strahlen
Da wird er weiß wie Schnee,
Daß man von Sündenmalen
Kein flecklein mehr drin seh.

Reich deiner Braut herüber
Ein Blatt von deinem Kranz,
Dann zieht geschmückt hinüber
Sie in der Bräute Glanz.“



1.

Jungfrau Caroline Rheineck,

I. Vorsteherin des Diakonissenhauses.

† 21. August 1855

Am 21. August, Nachmittags 4 Uhr, entschlief in Jesu Christo, Jungfrau Caroline Rheineck, erste Vorsteherin des Vereins für weibliche Diaconie in Bayern und des Diakonissenhauses zu Neuen-dettelsau.

Sie ist am 21. Dezember 1811 zu Memmingen geboren und dortselbst auch durch die hl. Taufe unter das Volk Gottes aufgenommen. Ihr noch lebender Vater ist der Magistratskanzelist Karl Rheineck, und ihre Mutter war Juditha geb. Steiner aus Memmingen. Ihre Taufpathin war Frau Bürgermeisterin Caroline v. Wachter dortselbst.

Als das Mägdelein zum Lernen fähig wurde, schickten sie ihre Eltern in die Volksschulen von Mem-

mingen. Dieselben machte sie durch, und zwar Werk- und Sonntagschule. Sie blieb jedoch nicht die ganze Schulzeit über im Hause der Eltern, sondern nachdem sie confirmirt und aus der Werktagsschule entlassen war, kam sie zu ihrem Großvater, dem Kaufmann David Steiner sen. in Memmingen. — Nach dem Schluß der Sonntagschulzeit gieng sie nach Augsburg zu ihrem Bruder Karl Rheineck, der Kaufmann war und dem sie in seinem offenen Geschäfte beistand. — Im November 1837 starb ihre Mutter schnell dahin, sie aber blieb, da ihr Vater zu Hause hinlänglich Unterstützung hatte, in Augsburg zur Seite ihres Bruders. — Im Jahre 1844 erhielt sie auf mehrfaches inständiges Ansuchen die Erlaubnis ihres Vaters, Diaconissin zu werden, und trat in die Diaconissenanstalt Kaiserswerth am Rhein am 4. Oktober 1844. Nur zwei Monate konnte sie bleiben, da ein nervöses Augenleiden, an welchem sie früher schon gelitten hatte, welches sie aber nun in die Gefahr setzte zu erblinden, sie nöthigte, wegzugehen und ihre Heimath wieder zu suchen. Sie behielt jedoch den Sinn, der sie nach Kaiserswerth getrieben hatte, und trat daher nach 2 $\frac{1}{2}$ Jahren, da sie ihre Augen für genesen hielt, in Kaiserswerth wieder ein. Aber auch diesmal erwies sich das Kaiserswerther Klima

als ungünstig für ihre Augen, und sie mußte nach einem Aufenthalte von kaum 4 Monaten aus gleichen Gründen wieder austreten. Doch genasen ihre Augen, so daß ihr nur das kurze Gesicht blieb, das sie in Folge des Uebels schon früher bekommen hatte. Noch im Jahre 1848 übernahm sie die von der Stadt Memmingen errichtete Kleinkinderschule, der sie denn auch sechs Jahre lang vorstand. Es waren ihr zwar in dieser Anstalt zwei Mägde beigegeben, doch wurde ihre Gesundheit, die nie sehr fest gewesen war, allmählich angegriffen, ihre Brust wurde leidend und sie war genöthigt, eine leichtere Lebens- und Berufslast zu suchen. — Im Jahre 1854 war es, wo sie mit einer theuern gleichgesinnten Freundin aus Memmingen den Beruf an der zu Neuendettelsau entstehenden Diakonissenanstalt annahm. Sie kam im April hierher und wurde erste Vorsteherin des Vereins für weibliche Diakonie in Bayern und der Diakonissenanstalt. Das hatte freilich weder sie geahnt, noch andere, daß diese Anstalt so schnell die Ausdehnung finden würde, welche sie wirklich fand. Jungfrau Caroline Rheineck, gieng deshalb fröhlich in ihren Beruf hinein, sie erfreute sich auch einer solchen Besserung ihrer Gesundheitsumstände, daß sie nicht bloß auf andere den Eindruck einer rüstigen

gesunden Magd Jesu machte, sondern sich auch selbst so fühlte. Indeß gab es doch einen harten Winter. Caroline Rheineck war nicht die Person, sich zu schonen. Tag und Nacht lebte sie ihrem hl. Zwecke und widerstand dabei den Mahnungen ihrer Freunde, bis sie endlich selbst das Gefühl bekam, es daure nicht mehr lang mit ihrem hiesigen Leben. Zwei Berufsreisen konnten ihr wohl zur Erholung dienen, dienten ihr auch, aber es war doch nicht anders, sie mußte sich nach erschöpfter Kraft am 26. Juli legen, um zu sterben. Ihre Krankheit war Faulfieber. Furcht und Hoffnung wechselten. Die treueste aufmerksamste Pflege unter Leitung des von ihr für den Fall des Erkrankens lang vorher erwählten Arztes konnten nicht helfen, da es Gottes Wille nicht war. Nach schweren Leiden verschied sie fein sanft und stille am verwichenen Dienstag, den 21. August Nachmittags 4 Uhr, nachdem sie auf Erden gelebt hatte 43 Jahre und 8 Monate.

Dies sind die einfachen Umrisse des äußeren Lebens. Dies Leben aber ist wie aus einem Stück — in seinem religiösen, sittlichen und beruflichen Verlauf.

„Ich bin von evangelisch-lutherischen Eltern geboren, sagt sie in einem selbstverfaßten, bis zum

Eintritt in Kaiserswerth, also bis 1844 reichenden Lebenslauf. Meine liebe Mutter ließ es ihre erste Pflicht sein, mein Herz schon in zarter Kindheit mit Dem bekannt zu machen, welcher auch für mich den Himmel verlassen und um meiner Sünden willen dort in Gethsemane frei unter Gottes Angesicht trat, um statt meiner den Zorn der beleidigten Gerechtigkeit Gottes im höchsten Maße zu tragen und auf Golgatha durch sein hl. Leiden und Sterben mir und allen Menschen eine ewige Erlösung zu stiften.“ In diesem Satz, meine Freunde, habt ihr mit Einemmale den Sinn der frommen Jungfrau: ihre Art, ihre Frische, ihre Entschiedenheit spricht sich klar und deutlich aus. Zu diesem Sinn und Wesen wurde sie von der Mutter erzogen; zu eben demselben erzog sie auch ihr Großvater, in dessen Aufsicht sie nach der Confirmation übergieng. „In meinem 13. Jahre, sagt sie, wurde ich der mütterlichen Aufsicht und Erziehung beinahe gänzlich entzogen, doch, Gott sei Preis, nicht zum Schaden meiner Seele. Mein Großvater wünschte mich bei sich zu haben, der als ein christlich gesinnter Mann das treulich an mir fortsetzte, was meine liebe Mutter an mir begonnen; unter seinen Augen stand ich bis in mein 19. Jahr.“ Diese Erziehung trug ihre Frucht. Sie kam nach Augs-

burg. „Nun stand ich da, sagte sie, in der großen Welt, nicht mehr beobachtet von den wachenden Augen meiner Lieben, aber Gottes Vaterauge blickte desto sorgfältiger auf mich herab. Der Herr war stets mit mir. Seine Gnade, Seine Liebe und Sein schützender Geist waltete treulich über mir; der treue Hirte wachte über seinem Schafe. Er hatte mich nur auf eine bessere Weide führen wollen, als ich nach Augsburg gieng.“ Zu dieser besseren Weide zählte sie insonderheit die herrlichen Predigten und den Unterricht des von ihr hochverehrten Knechtes Jesu, Herrn Kirchenraths Bomhardt zu Augsburg. Ihre Erkenntnis nahm zu, aber auch ihr Sinn für Liebe und Barmherzigkeit wurde mächtig geweckt. „Seit 8 Jahren, schreibt sie im Lebenslauf von 1844, hege ich nun den Wunsch in meinem Herzen, mich dem Dienste des Herrn hinzugeben — um der großen Liebe willen, mit welcher Er mich umfaßt, — mit meiner schwachen Liebe ihn in den leidenden Armen dankbar zu ehren. Allein an eine Ausführung war lange nicht zu denken, da die Pflichten gegen meinen Bruder es mir versagten.“ Doch der Herr machte Bahn, ihr Glaube, ihre Liebe, ihr Opfer sollte angenommen werden. „Der Herr legte mir, sagte sie weiter, vor einigen Jahren ein Leiden auf, aus lau-

ter Güte. Ich bekam ein Augenübel und mußte einen Landaufenthalt nehmen. Das Uebel hob sich, Gott sei Dank, gänzlich und ließ mir nichts, als ein kurzes Gesicht zurück; aber der Herr führte mich damals aus dem Getreib und Gewühl des Zeitlichen in die stille Einsamkeit, um daselbst freundlich mit mir reden zu können durch seinen edlen süßen Tröster. O selige Zeit, der ich nie vergessen werde! Da ward meine Sehnsucht um so lebendiger; es erwachte in mir der Entschluß, in eine Diakonissenanstalt zu gehen. Ich entdeckte dies Vorhaben meinem lieben Vater, aber er wies mich damals ab. Gegen den Willen der Eltern darf das Kind nicht handeln, denn sie sind an Gottes Statt; so ergab ich mich denn, zwar mit schwerem Herzen, in den Willen meines Vaters, behielt aber die feste Zuversicht, daß es doch noch geschehen würde, wenn es des Herrn Wille wäre. Der Gedanke verließ mich auch nicht mehr, ich konnte ihn nicht ertöden. Da zeigte sich mir endlich eine freundliche Aussicht zur Ausführung meines Vorhabens. Die Pflichten gegen meinen Bruder lösten sich. Ohne mir eine Last auf's Gewissen zu laden, konnte ich's jetzt wagen, mir einen andern Beruf zu erwählen. Guten Muthes wagte ich es nun im Namen des Herrn, ohne den wir nichts Gutes thun können, zum andern-

male meinen lieben Vater mit gegründeten Vorstellungen und Bitten zu bestürmen, — und welche Freude für mich, ich erhielt seine väterliche Einwilligung. Der Herr gebe mir nun seinen gnädigen Segen dazu. Er, der dies Vorhaben in mir rege gemacht, wird es auch gewis vollführen. Du Allwissender, kennst meine große Schwachheit, mit welcher ich mich in Deinen Dienst wage; aber die feste Zuversicht, der Glaube ermuntert mich, daß ich nicht zage; denn ich weiß ganz gewiß, daß ich alles durch den vermag, der mich mächtig macht, Christus. Siehe, mein Herr und Erlöser, ich bringe Dir die Kräfte meiner Seele und meines Leibes, welche Du mir nach Deiner göttlichen Weisheit und Gnade verliehen. Ich lege sie zu Deinen Füßen nieder, sie sind dein, gebrauch sie zu Deinem Dienste, nach Deinem hl. Wohlgefallen. Herr, hab nur Geduld mit Deinem schwachen sündigen Kind um Deiner ewigen Erbarmung und Liebe willen.“

So schrieb Jungfrau Caroline Rheineck am 26. August 1844, also vor nun 11 Jahren. Das ist ihre Religion — damals gewesen und blieb es bis ans Ende: Glaube und Liebe erfüllten sie. Ich habe die Ehre ihrer persönlichen Bekanntschaft erst zwei Jahre, aber ich habe Gelegenheit gehabt, sie

genauer kennen zu lernen, und ich theile mit allen, die sie näher kannten, die Ueberzeugung, daß es ihr mit ihrer Religion ein vollkommener Ernst war. Wenn eine Seele unter uns lauter und aufrichtig gegen den Herrn war, so war es die ihrige. Sie ist eine Märtyrin der Liebe geworden; ich bin aber überzeugt, daß sie mit heiterer Ruhe und Freudigkeit auch eine Märtyrin des Glaubens geworden sein würde und für Christum, ihren Jesus, in die Flammen gegangen wäre. Was für ein edler Ernst des Glaubens war in ihr, was für ein wachsamcs Auge gegen alles, was ihren Glauben trüben, ihren innern Fortschritt hemmen konnte! Wo es am ernstesten zuging, dahin neigte sie sich. Immer stand sie auf der Seite derer, die Christi Schmach trugen, und es war ihr ein Kleines, von der Welt, ja von den besten Freunden gerichtet zu werden, wenn sie nur wußte, daß sie so, wie sie es hielt, dem Herrn am besten gefiel. Sich mit menschlichen Rücksichten plagen, sich mit Fleisch und Blut besprechen, wo sie Gottes klares Wort erkannt hatte, war nicht ihre Sache.

Wie gesagt! Ihr Leben ist ein Leben aus Einem Stücke. Und wie in der religiösen, so in der sittlichen Lebensführung. In einem Kreise, wo sie viel Anerkennung gefunden hat, sagte man scherzweise

von ihr, sie habe kein Blut, wie andere Menschen, ihr Blut gleiche dem der Fische. Diese Freunde meinten damit nichts anderes, als ihre jungfräuliche Unnahbarkeit. Und in der That, so wunderbar der Vergleich ist, so gar nicht wahr er ist, denn Caroline Rheineck war echt menschlichen Erbarmens voll und hatte eine auch menschlich sehr entschieden ausgeprägte Leidenschaft, wenn auch nur Eine, die für Jesum; so ist es doch gewiß, daß sie von aller geschlechtlichen Ländelei und Süchtelei frei war. Es wird weder viele Männer, noch viele Frauenspersonen geben, die nicht öfter oder doch einmal im Leben, sei es bloß mit dem Herzen und Fühlen, sei es äußerlich mit Wort und That auf irgend einen geschlechtlichen Irrweg kamen. Und so sehr geschaffen für einander scheinen und sind die Geschlechter, daß heranwachsende Jungfrauen — und zwar je älter sie werden, desto ängstlicher von dem Gedanken geplagt werden, als hätten sie den Zweck des Lebens versäumt, wenn sie nie in die Ehe träten und eines Mannes würden. Daher die leidenschaftliche Sehnsucht des alternden Mädchens, die Unruhe, die unbefriedigte Seele, der Mismut, — daher so selten eine glückliche alternde Jungfrau. Selten — aber doch zuweilen gibt der Herr solche Perle, und wahrlich, in

Jungfrau Caroline Rheineck hatten und haben wir nun ewig eine solche Perle. Sie hielt es mit I. Cor. 7. Sie war glücklich, heiter, fröhlich allezeit, anmuthig, würdig, eine echte Jüngerin voll Einfalt und Gottseligkeit. Sie war eine starke Persönlichkeit, aber Niemand wird ihr die Schmach anthun, zu sagen, daß sie etwas Männliches an sich hatte. Ganz weiblich — war sie doch ganz Jungfrau. Darum auch in dem Sinn auf ihrem Haupte die Myrthe und in ihrer Hand die Palme liegt, damit wir sie zu Grabe getragen haben.

Ein Lebenslauf, wie aus Einem Stücke, wiederhole ich, — und zwar aus Einem Stücke auch in Beziehung auf ihren Beruf.

Sie war eine heilige Diakonissin — und das möcht ich sagen, von Jugend auf. Obwohl in einer Stadt geboren, war sie doch kein verzogenes Stadtkind; sondern sie hatte eine harte Jugend und wurde zur Arbeit, zu jeder Arbeit gewöhnt. Sie war nie eine Magd, aber sie wars doch, denn sie diente und arbeitete, wie eine Magd. Sie hatte eine so liebenswürdige freundliche Erscheinung — sie hatte so edle Gaben — ich erinnere Euch an ihre Gabe zu schreiben, zu zeichnen, zu malen, auszuschnneiden, — viele Gaben, die sie zur Künstlerin, namentlich auch in weib-

lichen Dingen befähigt hätten. Sie vernachlässigte diese Gaben nicht, sie bildete sie aus; sie war eine treffliche Lehrerin, war ja unter anderm auch Schreib-
lehrerin im hiesigen Diakonissenhause. Aber hat sie etwa deshalb sich dem echt weiblichen Berufe und den Arbeiten desselben entzogen? Hat sie in das Vorurtheil der sogenannten Gebildeten, als gebe es geringe und gemeine Frauenarbeiten, sich ergeben — und Bildung und Vornehmheit für unvereinbar mit geringem Leben und aller Arbeit und Mühe des weiblichen Dienstes gehalten? Ihr wißt es selbst, ihr habt es gesehen, ja ihr habt sie oft bewundert, weil sie so gar sehr diente; sie ist zum großen Theil auch deshalb in eurer Achtung so hoch gestanden, weil sie keine Arbeit verschmähte, sondern eine jede durch die Art, wie sie dieselbe vornahm, zu Ehren brachte, und damit dem unwürdigen Vorurtheil, das den Armen um der geringen Arbeit willen, die er thun muß, für unrein und gemein achtet, einen Todesstoß in eurem Herzen gab. Sie diente, ja sie diente, — den Eltern, dem Großvater, dem Bruder, dabei nebenher den Kranken in Augsburg, dann denen in Kaiserswerth, den Kindern in Memmingen, den Kranken hier, endlich auch allen, einem jeden unter uns, mit größtem Dank sage ich, auch mir. Immer glänzender wurde ihr Weg,

immer leuchtender ihr Diakonissenweg, — hier endigte er, oder nein, hier fand sie dienend den Tod und auch den Eingang ins ewige Leben, — ihr Gang war ein Gang Jesu, dem größten Diener des menschlichen Geschlechtes nach, und hier bei uns war ihr Bethel, ihre Himmelspforte, wo sie sich zu ewigen Ehren schwang.

Es ist ihr auch alles gelungen, der Herr war mit ihr. Ich las die Briefe ihres Großvaters, die er ihr nach Augsburg schrieb, wo sie 17 Jahre dem Bruder diente; welch' edle Vermahnungen gibt er ihr, aber wie erkennt er auch ihre Treue gegen ihn selbst und ihren Bruder, und das Gelingen ihrer Arbeit! — Ich las ihr Zeugnis von Kaiserswerth, ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, es sei dies Zeugniß mehr ein Ausdruck der Hochachtung als ein Schülerinnenzeugniß! — Ich las Papiere über ihre Wirksamkeit in Memmingen: Anfangs heißt sie schlecht- hin die „Wartfrau“ der Kinderschule und der Beruf wird ihr — mit Erwartung, aber ohne Erfahrung ihrer großen Tüchtigkeit einfach geschäftlich übertragen. Aber wie steigt die Achtung, als sich die Leistung entwickelte! Was für eine ganz andere Sprache, eine Sprache der Hochachtung und Liebe lernten diejenigen gegen sie und von ihr führen, unter denen

sie lebte und diente. Welche Anerkennung fand sie, auch in den Augen einer nun entschlafenen Dienerin Jesu auf dem Throne! Und als sie von Memmingen weggien, da weinten nicht blos die Kindlein, die sie verließ, — da weinten die Mütter, da gab es Zeugnisse der Stadtobersten, ja auch des hohen Regierungspräsidenten von Schwaben! Da ehrte man sie in öffentlichen Blättern mit Gedicht und Lied. Alles Beweis, wie ihr der hl. Beruf gelang, wie Gott mit ihr war und sich zu ihrer Arbeit bekannte. —

Der ganze Lebenslauf ist aus Einem Stück. Doch weiß ich nicht, ob nicht hier bei uns der Glanzpunkt ist. Wie schön ist das Wirken der theuern Jungfrau in Memmingen gewesen! Man kann einen Augenblick zweifeln, ob nicht dort der Glanzpunkt sei, — und doch schwindet der Zweifel schnell! Wie herrlich war doch ihr Leben hier. Hier steht sie als die Erste einer großen Schaar von Diakonissen, die nun alle gehen sollen wie sie, also werden sollen, wie sie, so einfach, aufrichtig, lauter, wahrhaftig, gottesfürchtig, und gottselig, mühselig, siegreich, Märtyrinnen der Liebe! Wahrlich, der Herr hat sie zu dem gemacht, was sie war, auf daß der Verein für weibliche Diakonie in Bayern und alle, die mit ihm fühlen, an ihr ein Vorbild hätte. Ihr mußtet sie kennen lernen,

wirken, arbeiten, aufopfern sehen, — damit ihr es leicht hättet, selbst zu werden, was ihr sollet, damit ihr nur ihr nachgehen dürft! Geht eurer Vorsteherin nach, daß ist genug. Wenn ihr werdet, wie sie, segnet euch Gott und seine Kirche und viele Tausende, denen damit geholfen sein wird.

Ich hatte das Glück, daß sie, fast so oft ich sie auf ihrem Krankenlager besuchte, aus dem Delirium erwachte. Da sagte sie einmal mit der Heiterkeit und Freundlichkeit, die sie bis in den Tod hinein nicht verließ: „Um mich brauchen Sie sich nicht zu sorgen. Ich bin in Jesu Blut gewaschen. Ich werde selig.“ Ich sorgte mich auch nicht, ich freute mich und freue mich noch. Ich weiß, was das Diakonissenhaus verloren: aber ich weiß auch, daß sie, meine theure Freundin, für sich gerade zur rechten Zeit eingetreten ist dorthin, wo wir Fürbitter und Fürbitterinnen brauchen können, ausgetreten aus unserm Orden der Sterblichkeit und Sünde. Ich habe kaum bei einem Lebenslauf so die Ueberzeugung gehabt, daß er so, gerade so fein und geschlossen werden mußte. Dem HErrn sei Dank für diese erste Vorsteherin ewiglich! Er führe uns ihre Wege. Unser Ende sei wie ihres und ihr Loos werde das unsrige!

Amen.

2.

Jungfrau Amalie Therese Emma Link,

zweite Diakonissin an der Krankenanstalt des Diakonissenhauses.

† am Ofterabend des Jahres, 1856, 22. März, Nachmittags $\frac{1}{2}$ 4 Uhr, während in der Vesper von den Freuden der Paradiesesfahrt Christi gepredigt wurde.

Sie ist geboren am 11. Juni 1836 zu Allstedt in Thüringen, wo ihr Vater Conrector war. In der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember 1845 starb ihre Mutter; ein Blutgefäß riß — schnell war das Leben dahin. Am 6. Oktober 1846 starb auch der Vater. Die zehnjährige Emma war mit drei Geschwistern verwaist. Nun kamen sieben schwere Jahre. Erst war sie ein Jahr bei einer Freundin ihrer Mutter, dann im Hause eines Musicus, aus welchem sie durch eine Feuerbrunst verjagt wurde, dann drei Jahre im Hause eines gewissen Geistlichen in Allstedt. Ein Weg von Gefahr zu Gefahr. Ein Jahr nach ihrer Confirmation trat sie vollends in ein Putzgeschäft ein. Da erbarmte sich der Herr. Im Pfarrhaus zu Clodra fand sie was sie bedurfte. Ihre Seele fieng an von der schweren Jugend und aller Gefahr der Sünde zu genesen. Von Clodra

aus, wo sie sich vorbereitet hatte, kam sie, eine der ersten Schülerinnen, am 9. Mai 1854 hieher in die eben beginnende Diakonissenanstalt. Da war es, wie wenn die Lilie oder Rose aufgeht und ihr Duft sich verbreitet. Herrliche Gaben des Geistes und Gemüthes entfalteteten sich. Alles freute sich ihrer. Erst Schülerin, wurde sie dann Lehrdiakonissin an der kleinen Schule des Hauses, dann zweite Diakonissin der Krankenanstalt. Da, im heiligen Berufe dienender Liebe, fand sie ihr tödtliches Weh. Nach wenigen Tagen der Krankheit (Typhus) riß auch ihr, wie ihrer Mutter, ein Blutgefäß, — ein langer großer Blick aufwärts, der ihr allein schon die Ehrerbietung aller erweckte, — und sie sank still sterbend zurück. Der Stephano erschien und ihm zu Hilfe kam, nahm auch sie auf — wahrlich eine heilige, jungfräuliche Seele voll Güte und Sanftmuth, längst wiedergeboren zu der unvergänglichen unbefleckten und unverwelklichen Hoffnung, von der sie wachend und träumend überfloß. Am 25. März, dem zweiten Ostertag, legte die Anstalt den unvergeßlichen Liebling ins Grab. — Emma hatte ein Alter von 19 Jahren, 8 Monaten, 11 Tagen erreicht — auf Erden. Wer kann dort ihres Lebens Länge ausreden und ihre Seligkeit besingen?

Ehre sei ihrem ewigen Bräutigam!
 Der Tod Seiner Heiligen ist werth gehalten
 vor dem Herrn!

Amen.

3.

Schwester Emma Pauline Merz,

† 26. September 1858.

Jungfrau, Diaconissin, geboren zu Greiz den 16. Septb. 1835, ist die Tochter des fürstlichen Neuß-Greizischen Steuerrendanten und Regierungsadvocaten Ernst Heinrich Merz zu Greiz und seiner im vorigen Jahre verstorbenen Ehefrau Pauline, geb. Rudolph. Sie war das dritte von 16 Kindern ihrer Eltern und die älteste von den Töchtern der Familie. —

Die ersten Anfänge des Unterrichts genoß sie von ihrem Vater. In einem Alter von etwa 8 Jahren trat sie in die sogenannte Harmonieschule, ein Bildungsinstitut für Töchter ein, welches in ihrer Vaterstadt blühte. Dies Institut besuchte sie bis zu ihrer Confirmation im Jahre 1850. Nach ihrer Confirmation brachte sie der Vater in eine weibliche Bildungsanstalt der Herrenhuter zu Ebersdorf, wo-

selbst sie ein Jahr lang blieb und dann wieder in das Haus ihrer Eltern zurückkehrte. Sie war reich begabt, eilte in den Schulen ihren Mitschülerinnen weit voran und wurde daher auch eine Zeit lang mit Knaben unterrichtet, welche viel älter waren, als sie. In Ebersdorf, wo sie eine für sie sehr glückliche Zeit durchlebte, erwachte in ihr der Gedanke, Lehrerin zu werden. Der Vater aber hatte damals Gründe, es nicht zuzugeben. So gab sie sich denn darein, ihren Eltern und Geschwistern zu dienen. Wie sie denn nach allen Seiten hin Gaben hatte, so verlangte sie nun auch in allen häuslichen Geschäften eine Gewandtheit, die ihr später so wohl bekam und so herzliche Anerkennung fand. Sie wurde des weiblichen Berufes mächtig, aber ihr reger Geist und ihr Gemüth voll Sehnsucht nach größeren Dingen fand keine Befriedigung darin. Als daher der Vater die hiesige Diakonissenanstalt kennen lernte, ließ er sie unter diejenigen Lehrschülerinnen einreihen, welche dereinst selbst lehren sollten. Sie trat am 1. Novbr. 1855 in das Diakonissenhaus ein.

Der christliche Ernst ihres Vaters sah es nicht gern, wenn seine Kinder weltlichen Freuden nachgingen. Die Verhältnisse waren jedoch von der Art, daß er ohne eigene Ueberzeugung der Kinder

nicht durchbringen wollte und konnte. Emma's für alles offener Sinn suchte in den geselligen Kreisen ihrer Heimath eine Art von edlem Lebensgenuß und äußerer Bildung, die man so oft als Frucht des geselligen Lebens der gebildeteren Stände rühmen hört. Es war nicht eben sehr viel offene Pforte für sie vorhanden, um die Freudenäle der geselligen Welt zu betreten; aber sie that es, und zwar mit so viel Geschmaç daran, ja mit einem Grade von Leidenschaftlichkeit, daß man sich wundern muß, wie unberührt von Sinnenlust und geschlechtlicher Thorheit sie auch damals davon kam. Hochgetragene hochgemuthe Frauenseelen gehen öfters auf so gefährlichen Bahnen, ohne die faulen Früchte, von denen die Freudenäle der geselligen Welt sonst überströmen. Da jedoch Emma je und je ein sehr waches Gewissen hatte, fand sie im Genuße weltlicher Freuden keine Ruhe, und die erbärmliche Leere der Weltlust machte sie immer unzufriedener. Es konnte das um so weniger ausbleiben, als der Geist des Vaters und des väterlichen Hauses sich immer entschiedener jener ernstern religiösen Richtung zuwendete, die mit Weltfreuden fertig ist, noch ehe die Frage aufgeworfen wird, ob man sich von ihnen abthun soll. Als Emma hieher kam, nicht frei von den Eindrücken dieser Welt, aber

auch gezogen von Gottes theurem Worte, das sie von Jugend auf gehört hatte und das ihr zuletzt durch den von ihr heißgeliebten Vater so nahe gebracht wurde, — gab es einen Entscheidungskampf für sie.

Die selige Jungfrau hatte eine ganz eigene Mischung der Kräfte und Eigenschaften des Gemüthes, wie ich sie wenigstens noch nie gefunden habe. Gewissenhaft, wahrheitsliebend, voll regen Sinnes für alles Edle und Angemeine, zart, sorgsam, echt weiblichen liebenswürdigen Wesens, das in allen Fällen durchschlug und ihr die Herzen ihrer Umgebung gewann, hatte sie dennoch von Jugend auf ganz besondere Eigenheiten, die ihr und Andern beschwerlich waren und vermöge deren sie selbst von fremden Eigenthümlichkeiten oft gestoßen und geirrt wurde. Um so schwerer wurde es ihr deshalb, den oben besagten Entscheidungskampf in einer Anstalt zu kämpfen, wo sich so viele verschiedene Menschen begegnen, denen bei aller Gebundenheit an bestehende Ordnungen dennoch Freiheit genug gelassen ist, hervorzutreten und sich zu geben, wie sie sind.

Was aber schwer gieng, kam zum herrlichen Siege. Noch denke ich ihrer ersten Privatbeichte, in welcher sie die wunderliche Besorgnis aussprach, sie werde das nächste Mal nun wohl nichts mehr zu

beichten haben. Auch gedente ich ihrer oft ganz eigenen Fragen, welche sie im Diakonissenunterrichte vorbrachte und die eines solchen Geistes gar nicht immer würdig zu sein schienen. Aber eben das Beicht- und seelsorgerliche Verhältniß und der Unterricht, was bekamen sie über diese Seele für eine Macht, — wie entbrannte sie je mehr und mehr in lichter Liebe heiliger Liebe für die Wahrheit des göttlichen Wortes und für die wunderbaren Führungen Gottes in der Geschichte. Ihre Kräfte, ihr Wille, ihre Sehnsucht, ihr Geist voll Gaben wurde immer mehr ein Opfer ihres HErrn und Gottes. Mit entschiedenem Ernste sagte sie allem ab, was einem solchen HErrn nicht Ehre bringt, und wurde zweifelsohne an Geist und Gemüth die erste edelste Schülerin der hiesigen Bildungsanstalt. Bei dem Dufte der sich immer schöner entfaltenden Blüthe ihrer Seele dachte man kaum lächelnd an die temperamentlichen, wohl mehrfach auch auf leibliche Schwäche zurückzuführenden kleinen Dornen ihrer Eigenheiten.

Anfangs war man der Seligen um dieser Eigenheiten willen nicht hold gewesen; aber es wurde anders. Bald sah man, welch' eine Gabe Der, der in die Höhe gefahren und Gaben für die Menschen empfangen hat, in ihr dem hiesigen Diakonissenhause

und seinen Schülerinnen gegeben hatte. Sie übernahm den geschichtlichen, den geographischen Unterricht, sie wurde Klassenlehrerin der ersten Klasse, und endlich am 4. Januar 1857 zur Diakonissin eingeseget. An ihrem Munde hiengen die Schülerinnen, wenn sie strahlenden Auges, edlen Angesichts, mit jener Beredtsamkeit, die ihr eigenthümlich war, in schöner gewählter Sprache sie einführte in die Geheimnisse des Reiches Gottes, in die Wunder der Erde und ihrer Lande. Wer sie einmal sah, wenn sie, im Innersten widerstrebend gegen das Hervortreten eines jungfräulichen Menschen in einem öffentlichen Examen im Diakonissenhause saß, sich endlich doch überwand, examinirte und mit den Schülerinnen in den Reichtum der Geschichte eingieng, der wird es begreifen können, wie äußerst schwer es den Vorständen des Diakonissenhauses werden mußte, eine solche Lehrerin und Diakonissin weggehen zu lassen, und war es auch in die himmlische Stadt.

Und doch war dies der Wille des Herrn. Emma war von Jugend auf zarter Gesundheit. Schwach und krankhaft aussehend kam sie hieher und erholte sich erst hier allmählich in dem Maße, daß sie innerlich erquickt und zu seligem Wohlsein erhoben wurde. Doch blieb sie immer in einem Hause von fast durch-

weg jugendlich und rosig blühenden Angesichtern die einzige bleiche Lilie, und wenn sich zuweilen ein Roth auf ihre Wangen legte, war es vergänglich und nur Frucht und Zeugnis einer innern Blüthe, die allerdings schöner war, als leibliche Jugendblüthe. Da sie von Jugend auf nur Pflanzenkost genossen hatte, zu kräftiger Nahrung nicht zu bewegen war, bis es bereits zu spät wurde, — da sie sich, gegen Willen und Befehl ihrer Vorgesetzten zuweilen nicht so schonte und beobachtete, wie es ihr zarter Leib bedurfte, gab sie vielleicht (vielleicht auch nicht, wer kann es sagen?) selbst Anlaß zu einer früheren Ermattung, als sie sonst wohl eingetreten wäre. Schwachheit, Fieber, die Zeichen der jammervollen Lungenkrankheit, welche oft lange den Tod weissagt, um ihn desto sicherer herbeizuführen, nahmen zu. Es half nicht, daß sie noch fortarbeiten, fortlehren, fortleben, fort-nützen wollte; sie mußte, immer gebieterischer trat die Nothwendigkeit hervor, sich ergeben, krank zu sein. Sie ergab sich, aber ihre Hoffnung auf Wiedergenesung war rege, so lange sie lebte, wie es bei so vielen Kranken ihrer Art zu sein pflegt. Sie ergab sich, zu kranken, aber nicht zu sterben, und es war ihr noch am Tage ihres Todes eine Aufgabe, auch nur leise Mahnungen hinzunehmen. In der

Mittagsstunde des vorigen Sonntags empfing sie mit mehreren das Sacrament. In einer Ecke des Divans sitzend, im schwarzen Kleide, im reichen blauen Diakonissentuche, mit strahlenden Augen und hochgerötheten Wangen saß sie jugendlich und lauschte den Worten des Sacraments, andächtig, inbrünstig, voll Liebe und Lust zum Gebete, wie immer. Dennoch bewegten sich weh und schmerzlich die Züge, wenn nur eine leise Andeutung sich zeigte, daß vielleicht der Seelsorger, die Umstehenden denken könnten, ihr Ende sei nah. Noch am Abend, da bereits der Tod vorhanden war, verlangte sie ein Gebet um Wiedergenesung im Abendgottesdienste. Wir wußten ihr besseres zu erbitten und wurden erhört.

Acht Uhr war vorüber, eine Viertelstunde drüber lief ab, da fühlte sie ein Weh. Sie schlang die Arme um ihre Pflegerin, sie verlangte Gebet, verlangte Ruhe von Ansprache und Besuch, — ihr Schmerz nahm zu, und kaum kam $\frac{1}{2}$ 9 herzu, da hatte der Bräutigam die edle, aber widerstrebende Braut auf seine Arme genommen und sie getragen, wohin sie lange gewollt, wohin sie dann doch nicht durch Todesporten gewollt hatte, zu der ewigen Ruhe und Freude Seiner Heiligen. Leicht, kaum dran denkend, daß es Sterben, das gefürchtete Sterben galt, kam

sie auf den Armen Christi und seiner Engel durchs Todesthal zum Anschauen seiner ewigen Herrlichkeit. Wie wird sich die edle fromme Emma geschämt haben, als sie ihr ewiges Glück in Händen hatte, daß sie nur einen Augenblick gezagt und nicht gewollt hatte.

Hier hat die edle Magd gelebt 23 Jahre 10 Tage. Sie entschlief am Abend des 26. Septbr. 1858.

Nun schläft das Mägdlein und ist nicht todt. Emma ruht im Frieden, das ewige Licht leuchtet ihr. Uns leuchtet ihr frommes sanftes heiliges Beispiel. Wir sehen ihr Ende an und folgen ihrem Glauben nach, dem Glauben, der ihr das schönste Loos jenseits bereitet hat, wenn sie auch krankhaft vor den letzten Schritten sagte, es zu ergreifen. Der Herr schenke uns eine selige Nachfahrt.

Amen.

4.

Jungfrau Lisette Herrmann.

Am 1. September 1859 starb zu Schwarzenberg im Königreich Sachsen die gewesene Diakonissin Lisette Herrmann von Memmingen. Ihr Lebenslauf war kurz. Im Jahre 1838 am 19. März zu Mem-

mingen geboren, hat sie kein höheres Alter, als das von 21 Jahren erreicht. Dennoch aber war dies kurze Leben reich an Bewegung, reich an Erfahrung. Von dem, was Lisette in ihrem väterlichen Hause bis zum Eintritt hieselbst erlebt hat, hören wir besser Andere; unsere Rede kann sich nur auf die Zeit beziehen, während welcher sie mit uns in Verbindung stand. Sie trat am 1. Mai des Jahres 1856 im Diakonissenhause dahier als Schülerin ein. Die hiesigen Schülerinnen, zumal diejenigen, welche sich durch Tüchtigkeit und Verhalten das Vertrauen ihrer Lehrer und Vorstände erwerben, müssen oft schnell ihre Vorbereitungszeit beschließen und sich in eine Verwendung fügen, ehe es ihnen selbst und ihren Vorständen lieb ist. Die noch junge Anstalt fand und findet es noch für besser das vorhandene und sich kund gebende Bedürfnis und Verlangen nach Diakonissen lieber durch entsprechende Persönlichkeiten schnell zu befriedigen, als zuzuwarten, bis eine jede Schülerin denjenigen Grad der Reife erlangt hat, welchen man ihr wünschen möchte. Die Hoffnung, welche man bei diesem Verfahren auf die früh verwendeten Schülerinnen setzen muß, hat uns bisher nicht getäuscht. Besitzt eine Schülerin persönliche Kraft und Tüchtigkeit, und ist sie angeregt und hin-

gebend für ihren Beruf, so hilft sie sich; der Beruf selbst wird ihr zu einer Schule, in welcher sie schnell reift, und die so gewonnene Tüchtigkeit und Bildung wird alsdann durch den Zusammenhang mit dem Mutterhause vor den Fehlern bewahrt, die sich einem jeden Menschen anzuhängen pflegen, der zu früh und zu sehr auf eigenen Füßen steht. Auch Lisette Herrmann gehörte unter die Schülerinnen, welche schnell in die Arbeit gehen mußten. Noch war sie kein Jahr in der Diakonissenanstalt, als sie einen Beruf anzutreten hatte. Sie hatte die Kinderschule in Schwabach zu übernehmen, und in der That war das keine Kleinigkeit für ein so junges Mädchen. Nicht die Geistlichen der lutherischen Gemeinde von Schwabach erschwerten der jungen Diakonissin ihre Stellung; im Gegentheil, sie wurde durch dieselben gefördert und besitz gewiß in ihnen die einsichtsvollsten und treuesten Zeugen für ihre gesegnete und erfolgreiche Wirksamkeit in der dortigen Kleinkinderschule. Aber allerdings ist die Bevölkerung von Schwabach nicht zu einem geringen Theile der Richtung abhold, zu welcher das Diakonissenhaus in Neuendettelsau gehört, und daraus erwuchs eine Bewegung gegen die allerdings auch von den Gegnern erkannte Wirksamkeit der Diakonissin Lisette, in Folge deren sie von dem Mutter-

hause zurückgerufen werden mußte. Ihre Heimkehr war für sie sehr ehrenvoll; die Vorstände der Anstalt priesen den Herrn dafür, daß eine von ihren Töchtern gewürdigt worden war, auf rechtem Wege ein wenig Schmach und Ungunst zu erdulden. Lisette fand übrigens bald wieder eine andere Verwendung in einer Kinderschule. Da sie jedoch indessen sich mit einem ehrenwerten Herrn aus dem Stande der Juristen unter dem Segen ihrer Mutter verlobte, so hörte wie bei allen Diaconissen, welche Bräute werden, ihre engere Zugehörigkeit zum hiesigen Diaconissenhause auf, ohne daß sie deshalb aus aller Verbindung und aus dem Dienste ausgetreten wäre. Im Gegentheil, sie wurde vom Diaconissenhaus für das Rettungshaus in Schwarzenberg empfohlen, trat in diese Stellung ein und hielt sich bis an ihr Ende in Liebe und Gehorsam zum hiesigen Diaconissenhause, so viel es ihre Verhältnisse gestatten wollten. Zwar konnte man auch bei ihr, wie bei anderen Bräuten, den starken Einfluß wahrnehmen, welchen der Brautstand auf das weibliche Gemüth zum Nachtheil des Berufslebens auszuüben pflegt; aber doch überwand sie sich je länger je mehr, und die alte Berufstüchtigkeit schlug wieder so durch, daß ihr beim letzten Besuche, welchen der Rektor des Diaconissenhauses in

Schwarzenberg machte, dortselbst das Zeugnis völliger Zufriedenheit mit ihren Leistungen und Verhalten gegeben wurde. — Sie hoffte, sich bald verehelichen zu dürfen und das Ziel ihrer Schwarzenberger Wirksamkeit schien ihr ganz nahe gesteckt zu sein. Es war allerdings auch so, das Ziel war gesteckt die Wirksamkeit gieng zu Ende, alles änderte sich; aber der, welcher die Wege der Menschen lenkt, wählte für sie etwas anderes, als eine Hochzeit. Auf sein Geheiß geschah es, daß „schwarze Schrift auf Rosenroth schrieb ins Leben ein der Tod.“ Es gefiel dem HErrn, daß die Diaconissin Braut wurde, und dann als Braut die Diaconissendienste thun lernte, aber weiter sollte es nicht gehen. Die bräutliche Diaconissin sollte keine Ehefrau werden. Da sie tödlich erkrankt war — an einem Katarrhfieber, welches nervösen Charakter annahm, — so wurde der Bräutigam zu ihrem Lager gerufen. Derselbe eilte in 24 stündiger Fahrt nach Schwarzenberg; aber er kam zu spät. Drei Stunden vor seiner Ankunft war sie getrost und ergeben, eine Braut, mehr Christo als dem irdischen Bräutigam verlobt, für diese Welt entschlafen. Als der irdische Bräutigam am Morgen nach erfolgtem Tode zum Leichnam kam, da hieß es: „Lasset mich in Ruh, fraget mich nicht, was ich thu; ich bin durch

den Vorhang gegangen, meinen Heiland zu empfangen.“ — So ist nun für immer der Charakter dieses Lebenslaufs gezeichnet. Es hat etwas Außerordentliches, was sich in den Worten ausspricht: „Bräutliche Diakonissin.“ Wäre Lisette Herrmann nicht eine Dienerin Jesu und ein Kind des ewigen Vaters gewesen, so wäre sie weder Diakonissin, noch die Braut ihres irdischen Bräutigams, noch eine bräutliche Diakonissin geworden. Christus ist der Grund aller Zier ihres Lebens und ihres Sterbens. Dem allein sei die Ehre. Den Genossinnen ihres Berufes und ihres Standes, so wie den Bräuten unter ihnen schenke der Herr Sein heiliges Wohlgefallen. Er leite auch sie nach Seinem Rath und nehme sie endlich mit Ehren an.

5.

Schwester Eleonore Reichold

gestorben am 9. Oktober 1859 im Hause ihrer Eltern.

Sie war 3 Jahre Diakonissin, gieng wegen Kränklichkeit zu den Ihrigen zurück, hoffend, nach Erholung wieder weiter dienen zu können, entschlief aber dort. Ihr Alter 25 Jahre.

6.

Schwester Johanna Büttner

gestorben am 10. Mai 1860 im Diakonissenhause.

Ihr Alter war 32 Jahre.

Sie ruhen im Frieden, das ewige Licht leuchte ihnen!

7.

Schwester Maria Berger.

Am 16. Oktober 1860 Nachmittags halb drei Uhr starb zu Frankfurt a. M. nach kurzem Leiden unsere liebe Schwester Marie Berger aus Löwenberg in Schlesien in einem Alter von 23 Jahren. Sie trat am 1. Mai 1856 als Schülerin im Diakonissenhause ein, wurde nach vollendeter Lernzeit am 6. Mai 1857 zur Diakonissin ausgesegnet, diente eine Zeit lang als Kleinkinderlehrerin in Gunzenhausen, in der Kleinkinderschule zu Neuendettelsau, hierauf übernahm sie einen Beruf als Lehrerin in der hiesigen Blödenanstalt und wurde am 20. Sept. 1858 nach Frankfurt gesendet, um in einer Familie Privat-

frankenpflege zu üben. Es war ihr letzter Beruf. Sie erkrankte an einem Gehirnleiden, zu dem später Typhus hinzutrat. —

Bericht einer in Frankfurt angestellten Diakonissenschülerin über Schwester Maria Bergers Krankheit und seligen Heimgang.

Im Herbst 1858 hat Schwester Marie ihren Beruf hier in Frankfurt angetreten, welcher darin bestand, zwei blinde Kinder zu beaufsichtigen und sowohl geistig als leiblich zu pflegen. Den Pflichten dieses, große Geduld und Ausdauer erfordernden Berufes ist Schwester Maria denn auch mit vieler Freude nachgekommen, wie dies die Familie, bei welcher sie war, bezeugt. —

Im Sommer des vergangenen Jahres brachte sie mehrere Wochen bei ihrer Familie in Löwenberg zu. Die Zeit jenes Besuches wurde ihr durch einen sie nahe betreffenden Todesfall zu einer sehr ernsten und schweren. Diejenigen, welche sie hier kannten, glaubten bei ihrer Rückkehr eine auffallende Veränderung in ihrem Aussehen und Befinden zu bemerken. Bald darauf erhielt sie dann die Nachricht von dem Tode ihrer geliebten Freundin Lisette Herrmann. — Augenscheinlich hat sie von jener Zeit an die Gesundheit, welcher sie sich früher zu erfreuen

hatte, nicht wieder erlangt. Seit vergangenem Frühjahr ist sie besonders angegriffen und nervös aufgeregt gewesen, weshalb sie sich genöthigt sah, um die Entlassung aus ihrem hiesigen Berufe nachzusuchen. Zugleich bat sie um die Erlaubnis, den Winter zu ihrer Erholung bei ihrer Familie zubringen zu dürfen. Obgleich ihr vom Mutterhause aus zur Ausführung dieses Vorhabens keinerlei Hindernis in den Weg gelegt wurde, zögerte Schwester Marie doch immer noch mit ihrer Abreise und verschob dieselbe von Woche zu Woche. Sie sprach öfter mit mir darüber und entgegnete gewöhnlich auf mein Zureden, die Ausführung ihres Entschlusses zu beschleunigen, mit der Einwendung, daß ihr trotz der großen Freude, längere Zeit mit Mutter und Schwestern zusammen sein zu können, doch die Trennung von ihren beiden Pflegekindern unbeschreiblich schwer fiel. — Endlich zu Anfang Septembers war Schwester Marie bereit, Frankfurt zu verlassen, als plötzlich ihr ältestes Pflegekind an einem leichten Nervenfieber erkrankte, welches der Arzt sogar für „nicht ansteckend“ erklärte. War jene Krankheit auch nicht gerade bedenklich zu nennen, so erforderte sie doch eine fast vierwöchentliche unausgesetzte und deshalb sehr anstrengende Pflege, aus welchem Grunde es Schwester Marie nicht für

möglich hielt, jetzt gerade das mit zärtlicher Liebe an ihr hängende Kind zu verlassen. Wenige Tage, nachdem dieses zeitweise sein Krankenlager verlassen durfte, legte sich Schwester Marie. Der Sitz ihrer Krankheit war hauptsächlich im Kopfe und Rücken. Schon in den ersten Tagen mußte man den ernstesten Befürchtungen Raum geben, jedoch erst am zehnten oder elften Tage stellte sich die Krankheit entschieden als Typhus heraus, worauf sie auch in sehr kurzer Zeit das scheinbar traurige, aber doch so überaus schöne Ende erreichte. — Der Arzt sprach sich dahin aus, daß Schwester Marie nicht sowohl einem hitzigen Nervenfieber, als einer völligen Aufreibung der Nerven erlegen sei.

Schwester Marie ist im Ganzen 14 Tage krank gewesen, während welcher Zeit sie unendlich viel leiden mußte, namentlich an entsetzlicher sich bis zur Todesangst steigern den Beängstigungen. Sie ertrug alles mit der bewunderungswürdigsten Geduld und Sanftmuth, welche auf unbedingte gläubige Hingabe in den Willen Gottes gegründet war. Sie lechzte beständig nach Trost für ihre Seele, sowohl in der größten Angst, als während der Phantasien des Fiebers konnte man sichtlich zu ihrer Ruhe beitragen durch Vorbeten von Stellen der h. Schrift oder von

passenden Versen aus Gottesliedern. Sie sprach dann fast ohne Ausnahme Wort für Wort mit und bewies dabei eine Innigkeit des Gebets und eine Festigkeit des Glaubens, welche wohl geeignet waren, ihre Umgebung mit hoher Freude zu erfüllen und Herz und Mund mit Lob überfließen zu lassen gegen Den, der durch solche helle Gnadenstrahlen die Finsternis des Todesthales erhellt. Schwester Marie zeigte keine Furcht vor dem nahen Tode, vielmehr vor dem diesem vorhergehenden Todeskampfe, welcher ihr aber dann auch vollständig erspart wurde durch die überschwängliche Barmherzigkeit des HErrn.

Mariens einziger Wunsch bestand darin, ihre Mutter noch einmal zu sehen, und dieser wurde ihr auch erfüllt, da Frau Berger drei Tage vor dem Tode ihres Kindes hier ankam.

Am Morgen des 16. Oktobers hatte Schwester Marie kein Fieber mehr, war jedoch durch eine Nervenlähmung der Sprache und des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt. Sie lag still mit klarem, fest gen Himmel gerichtetem Auge da. Man konnte aus dem Bewegen ihrer Lippen erkennen, daß sie in die Gebete einstimmte, welche für sie aufstiegen um ein seliges ruhiges Ende. Man sah, daß sie ihr Herz dahinein geschickt hatte, wo sie ewig wünschte zu sein.

Des Nachmittags um halb drei Uhr hat sie dann auch in aller Stille ohne die geringste Bangigkeit ihr Leben aushauchen dürfen in die Hände des Todesüberwinders, welchem sie es schon lange übergeben hatte für Zeit und Ewigkeit.

Die Schönheit dieser Jüngerin Jesu noch nach ihrem Tode ist nicht mit Worten zu schildern. Auf ihrem marmorbleichen Angesicht lag jener Friede, welcher höher ist, als alle Vernunft, der Friede des HErrn. Die Bangigkeit und Schmerzen der Krankheit waren einer so vollständigen und seligen Ruhe gewichen, welche uns unwillkürlich bei ihrem Anblicke in die Worte ausbrechen ließ: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“

Man kann die Thränen, welche an Mariens Sarge geweint wurden, nicht Schmerzens Thränen nennen — es sind vielmehr Dankesthränen gewesen, denn was predigt vernehmlicher von dem Verdienste unsers ewigen Königs und Bräutigams Jesus Christus, als ein solch sanfter seliger Tod. Ihm sei ewig Lob und Dank gesagt. —

Aus einem Briefe ihrer Mutter an Hrn. Pf. L; Mit den Worten: „Himmelan geht unsre Bahn; wir sind Gäste nur auf Erden, bis wir dort nach Canaan durch die Wüste kommen werden, hier ist unser

Pilgrimstand, droben unser Vaterland," beginnt meine geliebte und selig vollendete Tochter Marie den Brief an mich, dem die Bitte ans Mutterhaus um Erlaubnis zur Reise in die Heimath beigeschlossen war; sie spricht sich dann dankbar für das ihr in Frankfurt zu Theil gewordene Gute aus, hofft fröhlich den Wanderstab in die Hand zu nehmen, sich in doppelter Heimath erquicken zu dürfen, und dann in den ihr theuren Diaconissenberuf zurückzukehren. So hatte es ihr denn auch ihr liebes Mutterhaus zugehört — hier hofften Mutter und Schwestern sie mit Freuden begrüßen zu dürfen. — Meine Wege sind nicht eure Wege, hat auch hier der HErr, vor dem wir uns demüthigen, durch Seine That gesprochen. Er hat uns hart geschlagen durch den frühen Heimruf meines geliebten Kindes. Sie, hochverehrter Herr Pfarrer, haben davon durch Schw. L. B. und durch Ihre liebe Nichte, die sie in der letzten Zeit der Krankheit mit Liebe und Treue gepflegt, Nachricht empfangen, und mir liegt es nun am Herzen, noch einmal mit Ihnen von dem geliebten Kind und seinem Heimgang zu reden. —

Daß ich die Zuversicht haben kann, sie ist selig heimgegangen, ist ja für mich das Kostbarste, Trostbringendste, wofür ich dem HErrn nur zu danken

habe. Daß ihre Krankheit und ihr Ende in weiter Ferne erfolgte, gerade als sie den Weg in die Heimat nehmen wollte, ist eine wunderbare Führung, und daß es mir vergönnt war, die Verhältnisse kennen zu lernen, in denen sie in letzter Zeit gelebt, ja daß sie in einem Augenblick die Mutter freudig erkannt, ist mir Trost und Wohlthat gewesen. — Sie hat, wie mir die lieben pflegenden Schwestern mitgetheilt, fleißig und dringend gebetet und sich an ihren Heiland als den Tilger ihrer Sünde fest angeklammert, so lange die Krankheit ihre Sinnen nicht ganz hielt, insbesondere in den Todesstunden, als ihr Geist wieder freier geworden war. Dessen darf ich mich ja trösten und danke von Herzen Herrn Pfarrer H., der ihr die Absolution ertheilt und sie aufgerichtet hat. So durfte sie nun nach schwerer Krankheit, nachdem die leibliche Kraft völlig erschöpft war, ohne merklichen Kampf am 16. Oktober sanft entschlafen. —

Mein liebes theures Kind weiß nur von einem kurzen Erdengang und sehr geringem Dienst. Ich habe mich aber immer gefreut, daß sie ihren Beruf sehr hoch hielt und darin in kindlich demüthigem Sinn wandelte. Ihr schriftlicher Nachlaß bezeugt es, wie sie immerdar Gott für seine Treue und Freund-

lichkeit gelobt und insbesondere an dem Diakonissen-
hause, als an dem Orte, wo sie die meisten geist-
lichen Wohlthaten empfangen habe, gehangen hat.

8.

Schwester Johanna Zwanziger

gestorben am 17. August 1862 im Diakonissenhause.

Ihr Alter 37 Jahre.

Sie ruhe im Frieden!

9.

Probenschwester Katharina Herbst.

Am 15. Dezember 1862, früh 8 Uhr, starb
zu Deggau, im herzoglichen Krankenhause, woselbst sie
neben der Schwester Luise Rahnis stationirt war, die
Probenschwester Katharina Herbst in einem Alter von
27 Jahren, 4 Monaten und 6 Tagen. Sie ist die
eheliche Tochter des Schuhmachermeisters Christoph
Herbst von Neuendettelsau und seiner Ehefrau Anna
Sophia, geb. Kettlerin von Wassermungenau, und zu

Neuendettelsau am 9. August 1835 an einem Sonntag früh 10 Uhr geboren und am 10. desselben Monats getauft. In ihrer Verbindung mit dem Mutterhause zu Neuendettelsau hat sie als Probenschwester an verschiedenen Orten: in Ingolstadt, Pappenheim, Nördlingen, Windsbach und in der Krippe zu Fürth mit steigender Anerkennung Diakonissendienste geleistet und wurde zuletzt, im Sommer des vorigen Jahres, in das herzogliche Krankenhaus zu Dessau geschickt, um dort die zweite Diakonissenstelle einzunehmen. Sie gieng dorthin mit der Aussicht, ausgesegnet zu werden, wenn sie sich auch auf dieser Station bewährt hätte. Zwar bewährte sie sich nun wohl, und zwar ebenso in der Gemeinschaft der drei andern zu Dessau im Kranken- und Irrenhaus angestellten Diakonissen, wie im Berufe; aber zu einer Diakonissenaussegnung kam es nicht. Sie wurde von einer tödtlichen Krankheit, dem Typhus, ergriffen, ohne angesteckt zu sein, denn es war kein Typhuskranker im Hospital, und ohne sich überarbeitet zu haben. Die Krankheit kam vom Herrn, der sie zur angenehmen Zeit heimholen wollte in Sein Vaterhaus. Sie entschlief gleichsam im Schooße der Schwesterlichen Liebe der dortigen Diakonissen und der wohlwollenden Güte aller ihrer Vorgesetzten. Wie groß die Teilnahme und Werthschätz-

ung der Probeschwester Katharina Herbst war, zeigte sich erst recht bei ihrem Leichenbegängnis, welches auf ihr ganzes vollbrachtes Leben einen reichen Glanz geworfen hat.

Wer unsere verstorbene Probeschwester Katharina Herbst in der ersten größeren Hälfte ihres Lebens gekannt hat und mit jener, ihrer früheren Zeit, ihren Heimgang vergleicht, der kann sich nur freuen und Gott für den Lebenslauf danken, welcher ein auffallendes Beispiel gibt, was für einen reinigenden und hebenden Einfluß die göttliche Gnade auf einen Menschen haben kann. Katharina hatte von Jugend auf das göttliche Wort gehört und gelernt, aber es lag in ihr, wie der Same in der Schublade eines Samenhändlers, wo er zwar aufgehoben ist, aber nicht keimt noch Frucht trägt. Sie gieng ganz mit der gewöhnlichen Dorfjugend; es war an kein wahrhaft christliches Leben zu denken, geschweige an Bildung und edlere Formen des täglichen Lebens. Bei unsern Landleuten ist in der Regel die Bildung keine Folge des Christenthums: auch wenn sie gläubig werden, gehen sie doch im gewöhnlichen Leben die Bahn ihrer Väter und weigern sich eben so sehr gegen die umgestaltende Kraft der Religion, wie etwa — ohne jedoch den Vergleich ohne Unterschied anwenden zu

wollen — die rothen Indianer von Amerika sich gegen die Civilisation wehren.

So blieb es bei Katharina, bis im Jahre 1854 das Diakonissenhaus dahier entstand und jene Wirksamkeit zum Heil des weiblichen Theiles der Gemeinde Neuendettelsau entfaltete, welche je länger je mehr Frucht trägt, und welcher man Kraft und Sieg wünschen muß, wenn man der hiesigen Bevölkerung wohl will. Katharina, wie ihre ältere Schwester Margaretha, die gegenwärtig im Hospital zu Fürth als Probe Schwester arbeitet, schloß sich dem Diakonissenhause immer mehr an. Sie trat als Diakonissenschülerin in die Anstalt ein und nahm nicht bloß Kenntnisse, sondern auch den Geist des Hauses allmählich an. Ihre Erziehung und Gewöhnung legten ihr nicht geringe Hindernisse in den Weg, aber wohlwollende Augen konnten doch bemerken, wie es innerlich in ihr kämpfte und vorwärts drang: sie gieng von der Unlauterkeit zur Lauterkeit, von der Falschheit zu immer größerer Aufrichtigkeit, von der Mischung zur Einfalt, so daß die Vorurtheile und der Eindruck des früheren Lebens immer mehr verschwinden, dem Vertrauen und der Hoffnung Platz machen mußte. Ihr inneres und sofort auch ihr äußeres Leben wurde ein anderes. Sie wendete sich

immer entschiedener dem Diakonissenthume zu und wurde Probechwester. Ihre Verwendung zu den verschiedenen Diakonissendiensten, die ihr aufgetragen wurden, wurde in der Hand des Herrn ein gesegneter Gang der Erziehung und Bildung ihres innern und äußerlichen Lebens. Von jeder Verwendung brachte sie die besten Zeugnisse mit heim, und im schweren Dienst der Krippenanstalt zu Fürth wurde sie geläutert und, wenn man so sagen darf, ihr innerer Werth geschliffen, daß er augenfälliger wurde. Man konnte es endlich wagen, sie nach Dessau, also in das nördliche Deutschland zu schicken, und auch da bewährte sie sich; ihre Mitarbeiterinnen dortselbst wurden von ihrem einfachen, lieblichen, kindlichen und anspruchslosen Wesen überrascht, und so verschieden an Art und Temperament die Schwestern von Dessau sind, gieng doch von ihnen auf Katharina ein solches Gefühl und ein solcher Einfluß der Liebe über, daß sie sich heimathlich fühlte und glücklich pries. Was wäre aus ihr ohne das Diakonissenhaus geworden, und umgekehrt, was ist nun aus Katharina durch das Diakonissenhaus geworden! Sie fühlte es selbst, daher kam auch ihre große Anhänglichkeit und Treue gegen das Mutterhaus und die Schwestern.

Der Rückblick auf dies ganze Leben zeigt uns

die Güte und Treue des HErrn, des guten Hirten gegen Seine armen Schafe, eröffnet uns einen glänzenden Beweis mehr, daß dieser Gemeinschaft des Mutterhauses eine Kraft beiwohnt, die nicht von dieser Welt ist. Wie oft hat es sich seit 1854 gezeigt, daß das Leben im und der Zusammenhang mit dem Mutterhause nicht bloß tüchtige Arbeiterinnen für die verschiedenen Kreise der Barmherzigkeit, sondern auch Jüngerinnen Jesu erziehe, die für den Himmel taugen. Je mehr Katharina für die Ausichten und Hoffnungen des irdischen Lebens starb, desto mehr giengen ihr die Augen für das Glück ihrer ewigen Heimath auf: alle ihre Briefe bezeugten Himmelslust und Himmels Hoffnung, wie wenn ihr die wundergütige Hand des HErrn die nahestehende Heimkunft recht süß und lieblich machen wollte.

So ist nun allerdings eine Probeschwester weniger in dem hier auf Erden arbeitenden Diaconissenchor, dafür aber auch eine erprobte Schwester mehr im Chore der Diaconissen, die das Lied und Lob des Lammes Gottes in der ewigen Heimath singen. Dem HErrn sei Lob und Preis. Möge Seine große Treue und Langmut an allen Schwestern gleichen Erfolg haben.

10.

Schwester Pauline Christine Friederike Haag

geboren zu Feuerbach Badischen Bezirksamts Lörrach,
am 14. Juni 1834, gestorben im fürstlichen Schlosse zu Büdingen
am 20. Dezember 1863.

Schwester Pauline eröffnete im Jahre 18⁶³/₆₄ die Reihe derjenigen Diaconissen, die aus dem Verbände des hiesigen Mutterhauses mit Ehren ausscheiden. Ihr Gedächtniß muß billig unter uns im Segen bleiben um des guten Beispiels willen, das sie ihrer Genossenschaft hinterläßt, sowie um der großen Treue willen, die sie unter allen Umständen ihrem Mutterhause bewahrt hat. Es stirbt so manche Diaconissin hinweg, ohne daß es den Vorständen der Diaconissenanstalt beikommt, etwas besonderes zu ihrem Gedächtniß zu thun, aber Schwester Pauline gebührt ein Platz in dem euch, ihr lieben Leserinnen, bekannten Camposanto des Diaconissenhauses, und der muß ihr auch werden, und ihr Name soll die, welche an ihrem Plaze vorbeigehen, an die Gemeinschaft erinnern, die zwischen uns und der Seligen besteht.

Schwester Pauline ist eine Tochter des Pfarrers Georg Friedrich Haag, bekannten Namens, und

seiner ehrwürdigen Gattin Anna Maria, geb. Lienin. Ihr Geburtsort und Tag ist bereits genannt, ihr Lauftag ist der 26. Junius 1834. In ihrem sechsten Jahre schickten sie ihre Eltern zum ersten Male in die Schule und zwar in Rosenberg bei Wertheim im Baulande, wo damals ihr Vater als Pfarrer stand. Von dort kam ihr Vater im Jahre 1844 nach Defingen bei Donaueschingen auf der Saar, wo sie nun auch die Dorfschule besuchte, bis sie von ihren Eltern im Sommer 1846 in das rühmlich bekannte Institut der Gemeinde Kornthal bei Stuttgart gebracht wurde. „Daselbst, so schreibt sie in einem von ihr verfaßten Lebenslaufe, waren vortreffliche Lehrer und Lehrerinnen, welche ein wachsameres Auge auf mich hatten und sich viele Mühe mit mir gaben. Im Spätjahre 1847 kehrte sie zu ihren Eltern zurück nach Waldangeloch bei Heidelberg, wohin ihr Vater indeß versetzt worden war. Da wurde sie auch am 16. April 1848 von ihrem Vater confirmirt. Der schon angeführte Lebenslauf ist voll Lobes und Dankes für die ihr dazumal geschenkte Gnadenzeit, in welche hinein bereits ihr Wunsch und Entschluß fällt, Diaconissin zu werden; doch konnten ihr damals ihre Eltern noch keine Freiheit gestatten, den Weg der Diaconissenvorbereitung zu betreten, wie

sie denn dazu auch noch viel zu jung war. Sie blieb also im Hause ihres Vaters, dessen vielbewegtes Leben ihr Gelegenheit genug darbot, ihren Charakter in christlicher Weise auszubilden, Hindernisse und Schwierigkeiten des Lebens überwinden zu lernen. Bei dem häufigen Unwohlsein ihrer Mutter mußte sie sich auch frühzeitig der Hauswirthschaft annehmen, so daß man auch in diesem Sinne ihr jugendliches Leben als eine Vorbereitung zu ihrem späteren Diakonissenleben nehmen kann. So kam allmählich das Jahr 1854 herbei, in welchem es sich unerwartet fügen mußte, daß ihr Wunsch nach christlicher Thätigkeit in Erfüllung gieng. In der Irrenanstalt zu Pforzheim war nemlich die Oberwärterin erkrankt, und die 20jährige Pauline trat nun durch göttliche Fügung in deren Stelle ein, bis diese genesen sein würde. Dies dauerte vier Monate, während welcher Pauline mit zehn ihr untergebenen Wärterinnen 250 Geisteskranke in allen Stücken, mit Ausnahme der Kost, versorgte. Sie rühmt die ihr zu jenem Berufe geschenkte Lust und Liebe, sowie Kraft und Ausdauer. Nach Rückkehr der genesenen Oberwärterin trat Pauline am 15. September 1854 als Oberwärterin in das allgemeine Krankenhaus in Mannheim ein. Hier hatte sie die Aufsicht und Führung

von 18—20 männlichen und weiblichen Krankenwärtern. Die Anerkennung, welche sie bei ihren Vorgesetzten fand, und andere Umstände, die ihre Stellung mit sich brachten, wurden ihr vielfach zur Versuchung; sie rühmt jedoch die göttliche Gnade, welche ihr auch in den anderthalb Jahren ihrer Mannheimer Wirksamkeit kräftig beistand. Sie konnte auch geistlicher Weise für ihre Untergebenen und Kranken sorgen, und Gott verlieh, daß sie darin ohne Hindernis beharren konnte. Im Jahre 1855 mußte ihr Vater aus der unirten Landeskirche von Baden weichen und wurde Inspektor am Missionshause zu Berlin. Da konnte denn auch Pauline nicht mehr lange an ihrem Orte bleiben, sie verlangte und erhielt ihre Entlassung am 9. April 1855 und begab sich zu den Ihrigen nach Berlin. Von dort aus meldete sie sich zum Eintritt in das hiesige Mutterhaus; ihre Meldung geschah in einer gewissen, ihr eignen naiven Zuversicht, die sich auf ihre bisherige Thätigkeit und Erfahrung in Pforzheim und Mannheim gründete. Unter Berücksichtigung dieser ihrer Thätigkeit entschloß man sich hier, ihr den vorbildenden Kurs zu erlassen und stellte sie gleich als Krankendiakonissin im Mutterhause an. Sie machte dann doch wohl selbst vielfach die Erfahrung, daß ihre früheren

wenn auch noch so bedeutenden Stellungen und das dadurch erlangte Geſchick den Cours im Diaconiffen-
hauſe nicht überflüſſig machten; ſie benützte aber auch
ihre Zeit und gab ſich der ihr hier dargebotenen
Führung mit ſolchem Eifer hin, daß ſie vor Andern
eine eifrige Dettelsauer Schülerin wurde. — Am
20. Juli 1856 trat ſie zur luth. Kirche über, am
17. Oktober deſſelbigen Jahres empfieng ſie die Aus-
ſegnung als Diaconiffin, nach kurzer Probezeit; am
18. November 1856 kam ſie als Krankenpflegerin
in das Hoſpital Fürth, kehrte aber von dort am
29. Januar 1857 krank zurück und blieb als Kranke
biß zum 12. Juni 1857, an welchem ſie, noch ar-
beitsunfähig, zu ihrem Vater zurückkehrte, der zu
Stolp in Pommern luth. Pfarrer geworden war.
Sie blieb bei den Eltern, biß ſie eine Privatſtellung
in einer adeligen Familie antreten konnte. Am
18. März 1859 kehrte ſie hieher zurück und diente
biß zum 1. November 1861 als Krankendiaconiffin
im Mutterhauſe. An dieſem Tage gieng ſie als Ge-
meindediaconiffin nach Büdingen ab, wo ihr langjähriges
Bruſtleiden zum Tode ausſchlug. Ob ſie wohl unter
dem Namen Gemeindediaconiffin nach Büdingen ge-
gangen war und in der dortigen Gemeinde auch wirk-
lich eine reiche und geſegnete Thätigkeit entwickelte,

so gründete sich doch die gesammte Thätigkeit nicht auf den Willen der Gemeinde Büdingen oder der geistlichen Vorstände derselben, sondern auf die Autorität und Stellung einer fürstlichen Dame, von der sie mit großer Güte aufgenommen, gefördert und bis ans Ende getragen wurde. Obwohl ihr Leiden langwierig gewesen ist, so war doch ihr Sterben überaus leicht und schön und der Eindruck ihres Krankens und Sterbens in Büdingen groß und gesegnet, wie man es nur immer einem Diakonissentode wünschen kann.

Ausdruck und Eindruck der Schwester Pauline war durchaus weiblich und weich, und doch war ihr ein nicht geringes Maß von Willenskraft und Stärke beigemischt, so daß sie schon durch Anlage und Natur für die Tugend der Treue und Beständigkeit befähigt erschien. Was sie erkannt und innerlich ergriffen hatte, daran hielt sie fest und das ließ sie nicht los, und wenn es in weiblicher Leidenschaftlichkeit und unter Thränenströmen hätte geschehen müssen. Sie hatte natürlich gute Gaben, aber keine hervorragenden, was zu entdecken und zu glauben, ihr nicht ganz leicht wurde; sie erkannte es nicht klar, daß eine einseitig geistige Begabung eine große Schwierigkeit für die Entwicklung des weiblichen Lebens bietet und daß eine rechte Diakonissin nicht bloß getröstet, son-

dern dankerfreut sein sollte, mit einer solchen natürlichen Begabung verschont zu sein. Wenn es nicht so schwer wäre, ein Bild von sich selbst zu bekommen, so hätte Schwester Pauline unter der ihr gewordenen Führung zu der Einsicht kommen müssen, daß sie neben der Mittelmäßigkeit ihrer geistigen Begabung dennoch die gemüthliche Anlage hatte, die unter treuer Benützung der göttlichen Gnadenmittel zu der edelsten Weiblichkeit und dem größten Einfluß auf ihre Umgebung führen kann. Hat man doch Beispiele, daß geistig gering begabte Frauen bei gemüthlicher Anlage nicht bloß überwältigende, sondern auch sehr geliebte Mittelpunkte größerer und kleinerer Kreise geworden sind. Solche Naturen fassen und lernen alles mit dem Gemüthe und eben dadurch mit einer gewissen Totalität des Verständnisses, so daß sie für das Leben brauchbarer und tüchtiger werden, als hochbegabte. Sie pflegen so unmittelbar von innen heraus in unbewußter Anmut sich zu geben, daß ein Gedanke an Zweizüngigkeit und Falschheit bei niemandem aufkommen kann, dagegen aber sich sehr leicht volles Vertrauen gegen sie, ja das Vertrauen erzeigt, daß sie wissender und weiser seien, als sie sind, daß sie unter Einflüssen eines guten und heiligen Geistes stehen. Schwester Pauline hat das nicht erkannt;

hätte sie es, so würde sie in einem weit höheren Maße das geworden sein, was sie doch immerhin geworden ist. Es kann eben niemand über sein Maß hinaus, und die Selbsterkenntniß dringt selten bis dahin vor, daß der Mensch die Temperatur seiner Begabung und, heidnisch zu reden, seinen Genius, sein Urbild erkennt. Es wäre das auch eine gefährliche, große Gefahren der Eitelkeit und Heuchelei bietende Erkenntniß. Schwester Pauline hatte auf dem Wege ihrer jugendlichen Lebensverhältnisse für unsern HErrn, für Sein Reich, für Seine Wahrheit und die lutherische Kirche Partei genommen und war daher schon frühzeitig in einem gewissen Sinn mit der Welt fertig. Ihr reiferes Leben befaßte sich mit der Erfassung desjenigen, was ihr Gott schon durch ihre Lebensführung beigelegt hatte. Gerade der Mittelpunkt ihres inwendigen Lebens und Erfahrens war die lutherische Hauptlehre von der Gerechtigkeit des Glaubens. Die Erkenntniß dieser Lehre und ihre Verbindung mit der Heiligung war in ihr und an ihr das beste. Wo aber ihr Vorzug war, da war auch ihr Fehl und ihre Christensünde. Ihr inneres Wissen von ihrer Führung zur Gotteskindschaft machte sie zuweilen insolent und wegwerfend, wenn ihr andere zusprechen wollten, und selbst in der Auffassung

ihres eigenen innern Lebens spricht sich das aus. In ihrem mehrfach angeführten Lebenslaufe sagt sie im Hinblick auf ihre Mannheimer Zeit: „Hätte mich in den vielen tausend Versuchungen des bösen Feindes nicht meines Jesu Gnade bewahrt und mir durch den heiligen Geist nicht die grundlose, unerforschliche, gräuliche und abscheuliche Verderbnis meines Herzens geoffenbart, so wäre ich der Macht des Satans unterlegen; aber da ich mich immer für die vornehmste unter allen Sündern hielt, so konnte ich nur auf Gnade stolz sein. Tief beschämt es mich oft, wenn ich an meine vielen Untreuen denke, die um so strafbarer sind, weil mir der liebe Heiland so nahe ist und mich so reich gesegnet hat mit Erkenntnis aus Seinem Worte.“

Aus der gemüthlichen Auffassung des Christentums erklärt sich die eigentliche Gnadengabe, welche Schwester Pauline gehabt hat. Wenn man von Pforzheim und Mannheim liest, muß man denken, sie müßte eine Person von ausgezeichnet praktischem Geschick gewesen sein, und doch ist es nicht gerade diese Seite, die während ihres Diakonissenwandels an ihr glänzte. Auch war sie in dem Lehrberuf, der ihr zeitweilig zu Theil wurde, nicht hervorragend. Ihre Gnadengabe war die seelsorgerliche Kraft, die sie

auf Andere ausübte, die sie z. B. auf ein ganzes ihr während ihres hiesigen Aufenthaltes übergebenes Dorf, und zwar nicht allein auf Weiber und Mädchen ausübte. Die Sünde, die Gnade, und die Nothwendigkeit, aus der Gnade heraus heilig zu leben, wußte sie aus der Fülle ihrer gemüthlichen Erfahrung heraus so zu bezeichnen, daß nicht bloß herzliche Liebe und Werthschätzung ihrer Person, sondern auch etwas von ihrem eigenen innern Leben auf die übergieng, denen sie sich widmete.

Nachdem sie einmal erkannt hatte, daß ihre Krankheit tödtlich sei, prägte sich die innerliche Auffassung des Christenthums, die sie hatte, unverkennbar aus, so unverkennbar, daß ihr Ausdruck sündlich wurde. Andere Schwindsüchtige wollen, auch wenn sie in vollem Ernste Christen sind, doch nicht sterben, Pauline hingegen wurde vor Todeslust und Sehnsucht nach der ewigen Heimath ungeduldig, unliebenswürdig, sogar der Fehler bezeugt die Wahrigkeit des vorhandenen Glaubens.

In mancherlei Weise, auch unter Fehlern und Mißgriffen hat Pauline ihrem HErrn, den Ihrigen und den Schwestern Treue gehalten bis in den Tod. Vor ihrem Sterben bestimmte sie noch über die schönen Bücher, die sie sich allmählich angesammelt hatte, und

wußte mit sinniger Auswahl, wie der Fürstin, die sie lieb hatte, so ihrer Familie, so ihren Mitdiakonissinnen, so Kranken und Armen, denen sie nahe gekommen war, einem jeden eine geistliche Gabe zu hinterlassen, die gerade für sie paßte. Treue und Seelsorge also bis ans Ende und nach allen Seiten hin.

So ruht sie nun im stillsten Frieden und ihre Diakonissenwerke folgen ihr nach, ein schönes Zeugnis, wie wir hoffen, von ihrem Diakonissenwandel. Auf uns aber übt der Tod der Hingeshiedenen die edle Kraft aus, die der Tod so oft ausübt, er wischt wie alle Schmerzens- und Leidenszüge, so auch alle Sündenzüge vom Angesicht und legt uns ein Lebensbild in den Sarg, an dem wir uns erbauen. Es ist die treue, gläubige und selige Schwester Pauline, die wir nicht vergessen wollen.

11.

Schwester Elisabeth Steinlein.

Das Jahr 1864 hat für das Diakonissenhaus Neuendettelsau einen Schluß gehabt, ähnlich dem Jahre 1863. Am 20. Dezember 1863 starb im

fürstlichen Schlosse zu Büdingen unsere Schwester Pauline Haag und am 28. Dezember 1864 starb in dem Hospitale der Stadt Fürth unsere Schwester Elisabeth. Die beiden Jahre haben je eine der edelsten unserer hiesigen Arbeiterinnen Jesu zur Ruhe gebracht, uns andern aber es deutlich gezeigt, daß wir allzumal hier keine bleibende Stadt haben, sondern die zukünftige suchen. Dem Lebensalter nach hätte eine jede von beiden Schwestern noch recht wohl ein Menschenalter und drüber auf Erden gesegnete Arbeit leisten können: beide starben ziemlich gleichalterig in ihrem 30. Lebensjahre, und je größer daher die Summe von Leistung ist, welche die beiden Schwestern unberührt hinter sich ließen, desto schmerzlicher ist für das Mutterhaus ihr Scheiden. Trotzdem aber, daß beide Schwestern so schmerzliche Lücke hinter sich ließen, ist es doch ein ganz ander Ding mit dem Tode der Schwester Elisabeth gewesen als mit dem der Schwester Pauline. Dieser war längst vorausgesehen, von ihr selber längst gewünscht, ja mit Schmerzen erwartet und beschloß eine lange Reihe von Leiden, während der Tod unserer Schwester Elisabeth nach kurzer Krankheit ein heiteres Leben abschloß, und zwar gerade, nachdem man sich, wie es bei ihrer Krankheit öfters zu sein pflegt (sie litt an Unterleibs-

typhus), der Hoffnung der Genesung wieder hingegeben hatte. Seit dem Tode der in dem Mutterhause zu Neuendettelsau noch in frischem Andenken stehenden Schwester Emma Linß ist wohl kein Todesfall vorgekommen, welcher den Chor der Schwestern so allgemein und so tief bewegt hat, als der der Schwester Elisabeth. Als sie commissionsweise acht Wochen vor ihrem Ende zu einer schweren Aufgabe nach Fürth gesendet worden war, schrieben die Schwestern einer auswärtigen Station, sie könnten sich das Mutterhaus ohne Schwester Elisabeth kaum denken, und die das lasen, wurden durch die Aeußerung kaum überrascht, eine solche Wahrheit lag in ihr. Und nun ist Schwester Elisabeth auf Nimmerwiederkehr weggegangen, und wer kann ihre Lücke füllen? Ist auch nur eine einzige unter allen Schwestern, die man an ihre Stelle setzen und an der man das eigenthümliche Gut haben könnte, das wir an Schwester Elisabeth verloren? Man kann am Ende von einem jeden Menschen sagen, er sei einzig in seiner Art, von Schwester Elisabeth aber gilt das Wort doch in einem besonderen Sinn.

Jedoch wollen wir nicht länger so im allgemeinen reden, sondern wie man an Gräbern pflegt, den Lebensabriß der Seligen vor unsere Augen bringen

und damit der Liebe und dankbaren Erinnerung eine Stütze zu geben versuchen.

Schwester Anna Elisabetha Steinlein ist eine Tochter des verstorbenen hochwohllehrwürdigen Herrn Pfarrers Heinrich Steinlein zu Bohenstrauß in der Oberpfalz und der noch lebenden Ehegattin desselben Frau Amalie Clara, gebornen Panzer von Eschenfelden. Sie ist zu Bohenstrauß am 18. März 1835 Morgens $\frac{1}{2}5$ Uhr geboren und im Hause ihrer Eltern am 20. desselben Monats getauft worden. Ihre Taufpathin war ihre mütterliche Tante, Jungfrau Elisabeth Panzer, welche jedoch bei der Taufe von Frau Anna Barbara Panzer zu Bohenstrauß vertreten wurde. Sie war das jüngste von sechs Kindern, vier Söhnen und zwei Töchtern, von denen aber zwei Söhne in jugendlichem Alter wieder starben. An ihrer vortrefflichen Erziehung theilten sich nicht allein ihre Eltern, sondern insonderheit auch ihre schon erwähnte jungfräuliche Pathin und ihre zehn Jahr ältere einzige Schwester, die dem Diakonissenhause von Neuendettelsau sehr wohl bekannte verwittwete Frau Pfarrerin Caroline Pöschel. In einem am 16. September 1862 von Schwester Elisabeth selbst gefertigten Lebenslaufe rühmt sie das große Glück, das ihr in ihrem väterlichen Hause in

frühester Jugendzeit zu Theil geworden war. Die Brüder waren im Alimneum zu Regensburg untergebracht, so waren also die beiden Schwestern allein im Hause und die jüngste genoß eine für ihr ganzes Leben werthvolle Vereinigung von Einflüssen. Die würdige Mutter mit ihrer Tüchtigkeit und großen praktischen Weisheit, die reich begabte Schwester, die jede Schwachheit, welche an Elisabeth hervortrat, bemerkte, um sie auszutilgen, und die jungfräuliche Tante, und Pathin halfen dem ehrwürdigen Vater eine jede in ihrer Weise eine Erziehung zu vollenden, deren reiche Frucht hernach dem Mutterhause Neuedtelsau in den Schooß fiel. Sie bedurfte dabei wegen ihrer zarten Gesundheit einer besonderen Obacht; „ich war nie ernstlich krank, aber sehr häufig kränklich, sagt sie selbst; jeder rauhe Wind, und deren gab es bei uns an der böhmischen Grenze genug, brachte mir ein neues Leiden.“ So schwierig ihre leibliche und seelische Erziehung deshalb war, und so sanft deshalb mit Elisabeth gefahren werden mußte, („ich kann mich nie erinnern, scharfe Verweise bekommen zu haben,“) sowohl gelang doch am Ende alles unter der guten Hand des HErrn.

Vermöge der glücklichen Anlagen Elisabeths konnte sie ihr lieber Vater sowohl fördern, daß sie mit dem

fünften Jahre bereits ziemlich fertig lesen konnte. Von da bis zu ihrer Confirmation, die am 30. April 1848 erfolgte, gieng sie in die Schule zu Bohlenstrauß, und ihre wohlgestimmte Seele spannte je näher der Confirmation und dem Genuße des Sacraments die Erwartung des göttlichen Segens desto höher. „Ich erwartete eine vollständige Umwandlung zum Guten, sagt sie, denn ich fühlte innerlich, daß man Gott nicht wohlgefallen könne, wenn man sich Ihm so wenig hingebte, wie ich.“ Aber freilich, diese hohe Erwartung sank, und die hohe Stimmung vergieng; denn mit der völligen Umwandlung einer Seele hat der Geist des Herrn mehr und länger zu thun. Gewöhnlichere Zeiten und Stimmungen traten ein; „nur manchmal, wenn ich Nachts aufwachte, dachte ich mit Angst und Bittern, ob ich denn auch selig werden möchte.“

„Eine große Gnade vom lieben Gott war es so heißt es auch von der späteren Zeit, daß ich fast immer kränklich war, denn dadurch wurde ich doch zu fleißigem Gebet getrieben und von weltlichen Vergnügungen mehr abgezogen, zu denen mich mein sanguinisches Temperament sonst leicht hätte reizen können. Ich hielt es damals für keine Sünde, dergleichen mitzumachen.“

Trotz der kränklichen Anlage wurde doch nicht

leicht ein Mädchen weniger verwöhnt, als Schwester Elisabeth. Alle, die sie kannten, werden ihr dies Zeugniß geben. „Wir wurden zu einem einfachen arbeitsamen Leben erzogen, sagt sie. Meine Eltern waren äußerst bedürfnislos; nicht leicht kann es einen anspruchsfloheren Mann geben, als mein seliger Vater war, er war immer zufrieden und glücklich mit der Lage, in welcher er gerade lebte. Jeden Morgen, schon sehr frühe, hörten wir ihn mit heller Stimme sein Loblied singen.“ So glücklich die Eltern selber in ihrer Ehe waren, so gehörten sie doch zu den wenigen einsichtsvollen Eheleuten, die ihre Töchter nicht einfach für die Ehe erziehen, sondern sich auch ein weibliches Glück außerhalb der Ehe denken können. „Mein Vater, schreibt Elisabeth, war nie recht dafür, daß seine Kinder sich verheirathen sollten. Zu mir sagte er immer: Du bleibst einmal bei mir.“ Diese Lebensansicht aber trieb die Eltern nicht an, die Töchter durch ihre Jugend hin vom gewöhnlichen Strome treiben zu lassen, sondern im Gegentheil, gerade durch sie wurden sie angeeifert, die Töchter für alle möglichen Lebensverhältnisse tüchtig zu machen. „Keine Gelegenheit blieb unbenützt, wo etwas zu profitiren war.“ Weibliche Arbeiten, Gesang und Musik, Französisch und Englisch zc., alles, was nützlich

werden konnte, mußte bei aller Abgelegenheit von Wohenstrauß dennoch gelernt und das Lernen möglich gemacht werden. Ja die Tochter Elisabeth mußte nach Nürnberg, um dort einem Aufenthalte in der französischen Schweiz entgegen zu reisen und um zu einer recht tüchtigen Lehrerin ausgebildet zu werden.

Allein das Letztere war doch nicht das Ziel des HErrn mit der Tochter, und sie selbst hatte auch kein Wohlgefallen daran. „Zimmer dachte ich: du bleibst ja beim Vater, was brauchst du das alles?“ Doch lernte sie aus Gehorsam, ließ sich von ihrem überaus geliebten Vater zur Station führen, nahm ahnungs- und wehevoll von ihm Abschied und fuhr nach Nürnberg, um ihn nie wiederzusehen. Der Vater mußte in Neumarkt das Bad gebrauchen, Elisabeth wurde von Nürnberg zurückgerufen, um ihm dort Gesellschaft und Pflege zu leisten, gieng auch so gern, aber ehe sie zu ihm kam, hatte ihn bereits der HErr durch eine Lungenlähmung schnell aus der Welt gerufen, so daß die Tochter nun mit der Mutter nur nach Neumarkt gehen konnte, um dem theuren Vater ins Grab zu sehen.

Damit erstarb denn auch Schwester Elisabeths Sinn für Granson, und wie gut war das! Schwester Elisabeth und eine französische parlierende Gouver-

nante, das war weit von einander. Dagegen aber kam nun ein Pfarrer, der eine Dettelsauer Diaconissin zur Tochter hatte, und rieth ihr den Weg nach Neuendettelsau an ins Diaconissenhaus. Und richtig das war das Granson, welches der Herr gemeint hatte. Schwester Elisabeth trat im Mai 1858 fürs erste als grüne Schülerin ins Diaconissenhaus ein, und freilich, das war ihr für den allerersten Anfang ein mehr als böhmisches Dorf. Was wußte sie von Diaconissenthum? Die es mehr als andere sollte kennen und lieben lernen, fand sich beim Eintritt, der noch obendrein zu ungünstiger Stunde erfolgte, völlig fremd. Aber „nicht lange fühlte ich mich fremd im Diaconissenhause; eine neue Welt und ein neuer Himmel gingen mir auf; ich lernte das Leben ganz anders ansehen, als bisher, weil ich Jesum erst recht kennen lernte und Seine große Liebe zu uns.“ Und wie es Schwester Elisabeth mit dem Diaconissenhause gieng, so gieng es dem Diaconissenhause mit ihr. Schon als Schülerin wurde sie eine Vertrauensperson, mit wichtigen Geschäften betraut, und bereits im April 1859, ehe noch eigentlich der Kurs zu Ende war, wurde sie ausgesegnet als Haushaltungsdiacnissin der Anstalt. Am 1. Juli des Jahres 1862 wurde sie Oberschwester der Staatserziehungsanstalt

für verwahrloste Personen des weiblichen Geschlechts, ein Posten, der, erst unbedeutend, bedeutend und schwierig zu werden versprach, der ihr aber dann Zeit ließ, in allen Arbeitsgebieten des Hauses auszu-
 zuhelfen, Erfahrung zu sammeln, das Ganze zu durch-
 dringen. Zwischenein schickte man sie einige Wochen
 nach Bruckberg in die Staatserziehungsanstalt für
 verwahrloste Personen männlichen Geschlechts; sie sollte
 dort eine würdige Diakonissenstation anbahnen. Doch
 bald rief man sie zurück zur hiesigen Erziehungsan-
 stalt, wo sie auch mit dem völligen Einfluß ihrer
 Persönlichkeit und gewonnenen Tüchtigkeit bis in den
 Oktober des vorigen Jahres blieb. Da mußte noth-
 wendig eine der gereiftesten und bedeutendsten Kräfte
 des Mutterhauses nach Fürth, der weitaus größten
 und bedeutendsten Station der Diakonissen von Det-
 telsau gesendet werden. Die Wahl war schwer, die
 Verhältnisse ganz eigenthümlicher Art; es schien, als
 könnte man zu gar keinem Beschlusse kommen, bis
 endlich Schwester Elisabeth sagte: „Wenn Sie wollen,
 ich gehe.“ Darauf die Antwort: „So gehen Sie
 in Gottes Namen.“ Zwar war nur die Rede von
 wenigen Wochen, von ein paar Monaten: „Zum
 Weihnachtsfest, längstens zum neuen Jahre kommen
 Sie wieder.“ Doch aber wurde der freiwillige Ge-

Gehorsam nicht ganz leicht; eine Röthe stieg in das gewöhnlich bleiche Angesicht, um den Mund zuckte es, das Auge wurde naß; aber wohlan, sie gieng, griff ihre Aufgabe mit erfolgreichem Geschicke an und kam auch richtig in der Weihnachtszeit vor Neujahr noch wieder, — aber nur dem Leibe nach, als Leiche. Der Typhus besiel die würdige Oberschwester, im Mutterhause bangte und betete man ohne Unterlaß, tägliche Nachricht kam an, das Befinden schwankte, es schwankte Hoffnung und Furcht, und am Mittag des 29. brachte der Telegraphenbote die Nachricht: „28. früh 10 Uhr Schwester Elise gestorben. 29. Abends 4 Uhr kommt die Leiche in Dettelsau an.“ Die Selige selbst hatte diese Heimfahrt gewollt und ihre zum Besuch zu ihr nach Fürth gekommene Schwester sie ausgeführt. — Es war ein stiller, trüber und kalter Abend; der Himmel war bedeckt, Alles wartete auf die Heimkehrende, die aber zur versprochenen Stunde noch nicht eintraf. Als es lange wurde, gieng der Pfarrer von Dettelsau in Begleitung des Verwalters, hinter ihnen in einiger Entfernung eine Anzahl von Schwestern entgegen. Endlich hörte man das Traben von Pferden, und mnnter, als zur Heimfahrt, kam der Fürther Leichenwagen die Höhe herangefahren, hinter ihm ein Wagen

mit der leiblichen Schwester der Seligen und drei Schwestern von den Stationen Fürth und Nürnberg, unter ihnen die Pflegerin der Schwester Elisabeth, nach der Seligen eigenem Wunsch. Es war ein Gemisch von Wehmuth, Freude und Triumph, als wir die Leiche auf die Höhe brachten und nun zuerst die Abendglocke zum Gebet und dann alle Glocken zum Empfang der Leiche läuteten. Nahe dem Dorfe nahm das Diaconissenhaus sammt einer Menge von theilnehmenden Menschen den Leichenzug in Empfang und man brachte ihn unter dem Gesang: „Ermuntert euch, ihr Frommen, zeigt eurer Lampen Schein“ zc. zum Leichenhause der Diaconissenanstalt, dessen hell erleuchteter Altar noch keinem Leichnam so feierlich zur kurzen Ruhe zu winken schien, wie diesem. Der Zweigverein für weibliche Diaconie in Fürth hatte der Seligen den jungfräulichen Ehrenkranz von weißen Rosen und Myrten auf das Leichentuch gestiftet, und wir legten ihr denselben auf ihren Sarg. Diese Heimkunft Elisabeths nach Dettelsau wird so leicht nicht vergessen werden; ihr tiefer abendlicher und sabbathlicher Eindruck wird schwerlich verwischt werden. Am andern Tage, den 30. Dezember, Mittags um 12 Uhr, trug man das theure Samenkorn zum Gottesacker und am Abend folgte die Parentation

im Betſaal. Viel gab es zu rühmen, der Redende mußte um der Beſcheidenheit der ſeligen Schweſter willen die Wahrheit mäßigen, damit es nicht ſchiene, als lebten wir und huldigten der Täuſchung des Todes, der gern einen Heiligenschein auch um diejenigen Häupter legt, die keinen Kranz der Ehren verdienen. Anerkannt wurde ausdrücklich Schweſter Elifabeths aufrichtige redliche Geradheit; zweitens ihre ſanfte Güte, womit ſie all ihr gerades und ehrliches Weſen ſo liebenswürdig machte; drittens ihre immer gleiche Heiterkeit, durch welche ſie des Mutterhauſes Zier und Freude wurde: viertens ihre Gabe, ſich ſelbſt unterordnend andere zu gewinnen und ſich freudigen Gehorſam zu verſchaffen — ihre Gabe des Regiments im Sinne des Gebets der Kirche: Wer Dir dient, der regiert; fünftens ihr untadelich jungfräulicher Wandel: ſie war fertig mit aller Sehnſüchtelei gewöhnlicher Mädchen; ſechstens ihre Bedürfnißloſigkeit und Auspruchsloſigkeit, dabei ihre Gabe, für ihr Mutterhaus zu ſparen, ja ihre edle Gabe, für gute Zwecke zu bitten und zu betteln; ſiebtentens ihr Gehorſam in großen Dingen, ihr demgemäßes geſegnetes Eindringen in die Gedanken und Aufgaben des Hauſes und dabei ihre naive und edle Freiheit in kleinen Dingen und in der Ausführung der Auf-

gabe; achtens bei natürlich pelagianischer Anlage ihr Fleiß und Ernst der Sündenerkenntnis und der Beichte, wodurch sie den Mangel der Natur ersetzte und ihrer heiteren Liebenswürdigkeit Ernst und Tiefe gab; neuntens ihre Friedenskunst, durch welche sie, demüthig durch Erkenntnis ihrer selbst, unter ihren Schwestern ein Mittelpunkt wurde, — durch deren Uebung sie, ohne es zu wissen, zur Selbstergererin anderer heranreifte, eine Zuflucht und ein Liebling aller wurde.

Wie viel Anerkennung und Lob ist da, und doch, wie ganz wenige werden es sein, die sie kennen gelernt haben und nicht zustimmen. Hätte sich die Fülle dieses Charakters und dieser Begabung noch länger entwickeln können, was für eine Diakonissin hätte das gegeben! Aber unverkennbar, was für eine Gefahr liegt auf dem Wege eines Menschen, der so angethan ist, andern voranzugehen! Alle diese Gefahr ist vermieden. Die Selige hat nur 29 Jahre 9 Monate und 10 Tage auf Erden gelebt und davon 5 Jahre und 8 Monate als Diakonissin; aber ihr Lebenslauf, der wie alle andern Lebensläufe erst durch seinen Abschluß die volle Gestalt bekam, wirkt nun auf ihren Schwesternchor mit voller jugendlicher Anmuth und ist schön wie eine hochragende weiße Lilie, die sich in ihrem vollen Glanze und im vollen

Reichthum ihres Duftes so eben geöffnet hat, und dann vom Boden abgeschnitten wird, um gezeigt zu werden. Wir sehen sie nicht mehr mit ihrem bleichen Angesichte und dem Ausdrucke einfacher und treuer Redlichkeit über ihre Schwestern hervorragend dahingehen. Auch hören wir nicht mehr den munteren Gesang im Hause, welchen ihr ihr treuer Vater vererbte. Auch hören wir sie nicht mehr hell klingend das Lob des ewigen Bräutigams besingen. Aber ihr Lebenslauf vergegenwärtigt ihr Bild und gleicht ihrem Lobgesang. So oft wir ihrer gedenken, wird uns eine Erinnerung an Wohlklang und Harmonie kommen, weil ihr ganzer Gang, ihr Leben, ihr Kranken, ihr Sterben, ihre letzte Heimkehr nach Dettelsau und ihr Begräbniß, alles miteinander zusammenstimmt und einen Beweis liefert, daß der Herr sie nicht bloß zur Diakonissin hat werden lassen, sondern ehe sie und die Ihren daran dachten, sie dazu bestimmt und begabt hat. Wir haben an ihr eine echte Diakonissin des 19. Jahrhunderts besessen und besitzen sie noch. Friede sei mit Schwester Elisabeth und das ewige Licht möge ihr leuchten!

12.

Schwester Regine Elser.

Am 21. Juni 1866 starb in dem Krankenhause zu Erbach, welchem sie selbst früherhin ihre Kräfte gewidmet hatte, an Lungensucht Schwester Anna Regine Elser von Marienheim in einem Alter von 33 Jahren 8 Monaten 23 Tagen. Sie stammte von württembergischen Eltern, die in ihren Geburtsort Marienheim übergesiedelt waren und war dortselbst am 28. September 1832 geboren. Der Ort von schönem Namen ist eine von den im Donaumoos neugegründeten Kolonien, und die dortigen Einwohner gehören großentheils der reformirten Konfession an, weshalb sich auch eine reformirte Pfarrei dortselbst findet. Die Protestanten anderer Richtung sind in der Minderzahl und müssen daher auch unionistische Versuchungen bestehen. Daher wurde es den wohlgefinnten der luth. Kirche zugehörigen Eltern Reginens nicht sehr leicht, die Tochter nach dem Sinne der luth. Kirche zu erziehen. Zwar genoß Regina in dem nahen Untermarfeld luth. Konfirmandenunterricht, der auf ihre junge Seele großen Eindruck machte, und wurde am 5. April 1846 an dem-

selben Orte auch konfirmirt, aber wie gewöhnlich schwächten sich die Eindrücke allmählich ab, und als sie 1848 nach Neuburg in Dienste kam, stritt sich nicht bloß Welt und Kirche, sondern Welt und Christenthum um ihre Seele. Nach dreijährigem Aufenthalte in Neuburg erwachte der Wunsch in ihr, von ihrer Heimath weiter wegzukommen, und eine christliche Frau rieth ihr, nach Nürnberg zu gehen, besonders auch, weil sie dort zu ihren Glaubensgenossen kommen würde. Für sie war jedoch der Weg über Nürnberg ein Umweg, wenn auch in ihrem Lebensplan von ihrem himmlischen Führer wohl berechnet. Christliche Herrschaften sind so selten, als christliche Dienstboten, und so geschah es, daß auch Regina keine Herrschaft finden konnte, die einen guten Einfluß auf sie gehabt hätte. Die Dienste waren schwer, das arme Mädchen fühlte sich sehr verlassen. Dazu bekam sie Todesbotschaften, ihr Vater und ihr jüngstes Schwesterchen starben schnell hintereinander und endlich fiel sie in eine lebensgefährliche Krankheit. Da lag sie dann ihrem Gefühle nach ganz vereinsamt und verlassen im Hospital und ihre innere Noth stieg aufs Höchste, aber gerade da fand sich auch für sie ein guter Engel, der sie aufrichtete und sie nach ihrer Genesung in christliche Gemein-

schaft führte, durch welche ihr selbst eine entschiedenere Richtung gegeben, ja der Wunsch in ihr erweckt wurde, dem Herrn Jesus in besonderer Weise dienen zu dürfen. Nach dreijährigem Aufenthalt in Nürnberg wurde sie Magd bei Herrn Pfarrer Stirner in Fürth, und in diesem Dienste war es, wo ihr Sinn sich für das Diakonissenthum entschied.

Am ersten Dbr. d. J. 1854 also in einem Alter von 22 Jahren trat sie in das Diakonissenhaus ein, eine frische und lebendige, kräftige und anstellige Schülerin von blühendem Glauben und für den Beruf begeisterter Seele. Das Diakonissenhaus, welches in einem noch sehr unvollkommenen Zustand erst am 12. Oktober vorher bezogen worden war, war damals noch in den ersten Anfangszuständen, und zwar innerlich sowohl, als äußerlich und kann in keinem Betracht in Vergleich mit seinem gegenwärtigen Zustand gesetzt werden. Dennoch ist der Eindruck, welchen es auf die noch vorhandenen Diakonissen aus jener Zeit gemacht hat, ein unauslöschlicher, und man kann jetzt noch wehmüthige und sehnsüchtige Aeußerungen vernehmen, etwa wie diese: „Es ist alles nicht mehr, wie es gewesen ist.“ Das Diakonissenhaus war eben damals in seiner ersten Jugend und in seinem Frühling und es ist ganz

natürlich, daß Jugend und Frühling lebhaftere und
 angenehmere Eindrücke zurücklassen, als die Zeit einer
 größeren Reife. Und diese blühende Zeit war Re-
 ginen's Schulzeit. Sie gieng schnell und kräftig em-
 por und erwarb sich das Vertrauen der Vorstände,
 so daß sie bereits am 12. Oktober 1855 am ersten
 Jahrestag des Diakonissenhauses ausgesegnet wurde.
 Aus der Magd war schnell eine Diakonissin gewor-
 den und siehe da, die nachfolgende Zeit rechtfertigte
 die Schnelligkeit der Aussegnung und der Verwen-
 dung. — Der Dies schreibt ist gewiß kein Verächter
 des Magdberufes. Er hat oft Gelegenheit gehabt,
 die Frauen der gebildeten Stände zu tabeln, die mit
 einer solchen eingebildeten Erhabenheit auf Mägde
 herunterschauen, und hat den Uebermuth der Frauen
 sehr oft als eine Hauptursache gezüchtigt, um deren
 willen es so wenig Mägde rechter Art gibt. An-
 dererseits aber ist es doch wahr, daß es ein großes
 Glück für ein Mädchen ist, als Kind einer gebildeten
 Familie aufwachsen zu dürfen. Außere Bildung und
 Haltung, wahrlich kein geringes Gut, wenn es sich
 findet, zeigen sich bei solchen Mädchen wie natur-
 wüchsig, sind vorhanden, ohne daß es gefühlt wird,
 und verbreiten sich über das ganze Wesen eines Mäd-
 chens eben so anspruchslos als harmonisch, wäh-

rend die Mädchen der sogenannten geringeren Stände sich dasjenige, was eine gebildete Familie auf ihre Töchter mühelos vererbt, erst mühsam aneignen müssen, es doch nicht so völlig und allseitig erreichen und es dann auch weit bewußter und anspruchsvoller an sich tragen. Unversehens tritt dann doch hie und da wieder die alte Natur hervor und es zeigt sich der noch nicht überwundene Mangel der Abkunft und Erziehung. So wahr dies ohne Zweifel ist, und so gewiß es sich auch auf Schwester Regine in einem gewissen Maße wird anwenden lassen, so hat sich doch gerade an ihr die weibliche Bildungsfähigkeit fast glänzend erzeigt: sie gehört unter die keineswegs ganz kleine Schaar von Schwestern, an der man schon sehen kann, was für eine bedeutende, die gegenüberstehenden Hindernisse überwältigende Bildungsschule das Diakonissenthum ist. Sie, die gewesene Hausmagd, wurde durch ihren Beruf in die Nähe im besten Sinne vornehmer Personen gebracht und wurde von denselben nicht bloß getragen, sondern geschätzt, war unter ihnen wohlgelitten und wie eine Freundin geliebt. In den Fällen, in welchen es dem Diakonissenthum so gelingt, hat die Schwester von ihrem Lebensgang nur Vorzug. Die Tüchtigkeit in jeder Arbeit, die Gewöhnung an ausdauernd-

den Fleiß, mit Einem Worte, die Brauchbarkeit geben ihr alsdann besonderen Werth. Die mehrfachen Erfahrungen dieser Art haben daher das Direktorium der Diakonissenanstalt in Neuendettelsau je länger je mehr in der Willigkeit bestärkt, Landmädchen und einfache Bürgerstöchter unter die Zahl der Diakonissenschülerinnen aufzunehmen, wenn gleich es ein Unglück wäre, wenn die Töchter der gebildeten Stände sich vom Diakonissendienste zurückzögen und gerade die Mischung der verschiedenen Stände eine Bedingung ist, ohne welche wohl nirgend eine rechte Diakonissenschule gedeiht. Es bringt ein jeder Stand etwas werthvolles, eine geistige Mitgift in die Gemeinschaft herein, alle können etwas von einander annehmen, und wenn der Herr den verschiedenen Elementen Liebe verleiht zu einander, so entsteht die schöne Mischung, die eben so fern von Vornehmheit als von Gemeinheit steht und die in aller Welt als die rechte Diakonissenart erkannt werden wird.

Schwester Regine übernahm im Auftrage ihres Mutterhauses am 1. Dzbr. 1855 das kleine gräfliche Hospital zu Erbrach und versah es unter großer Anerkennung ebensowohl der gräflichen Familie als der Gemeinde bis zum 14. November 1862, also nahezu 7 Jahre lang. Sie kam dann, um auszu-

ruhen und von eingetretener Kränklichkeit sich zu erholen, in ihr Mutterhaus zurück, wo sie bis in den April 1863 blieb, dann aber zur Uebernahme der Krankenpflege im städtischen Hospitale Windsheim und einer dortigen Industrieschule verwendet wurde. Dieser Beruf hatte einige Aehnlichkeit mit ihrem vorigen, es war ja auch ein Beruf der Krankenpflege. Aber freilich das hebende und anmuthige des Hospitals Erbach hatte er nicht und konnte er nicht bieten, und was anderwärts bei der einsamen Stellung nur einer einzigen im Verufe einsamen Schwester sich bedenklich zeigt, das erfuhr Schwester Regine und mit ihr ihr Mutterhaus auch in Windsheim. Es gibt Diakonissennaturen, die man entweder gar nicht brauchen kann, oder sie müssen einsam stehen, weil sie die Gnade nicht haben, sich in einer Gemeinschaft ein- und unterzuordnen. Zu diesen Naturen gehörte Schwester Regine nicht; man darf ihr deshalb gratuliren. Sie war zu allein, und es würde ihr weit förderlicher gewesen sein, wenn sie mit einer zweiten Schwester zusammen hätte arbeiten dürfen und müssen. Auch ihre Erfahrung rechtfertigt den Grundsatz, Diakonissen nur selbender zu schicken, wie der Herr selbst Seine Jünger je zween und zween sandte. Am allerwenigsten sollte man in Hospitäler einzelne Schwestern

schicken. Der Krankendienst ist leicht, lernt und gewöhnt sich auch meistens leicht, er pflegt daher auch mehr als andere Diakonissendienste gesucht und geliebt zu werden. Aber gerade er bietet zahlreiche Versuchungen für die weibliche Natur und ermöglicht nicht wenig Abwege, daher Schwester Regine manches zu überwinden fand, was sie innerlich und äußerlich angriff und ihre schon zuvor vorhandene Kränklichkeit in einem bedenklichen Maße erhöhte, so daß sie ihre kräftige Wirksamkeit in Windsheim schließen und abgelöst werden mußte, ohne Zweifel zu ihrem nicht geringen Schmerz und zur Demüthigung. So folgte sie denn am 21. Juli 1865 gütigen Einladungen nach Erbach, um sich dort womöglich wieder zu erholen und zu kräftigen. Leider gieng es nicht aufwärts, sondern mehr und mehr abwärts, bis sie nach beschwerlichem Kranken und heißen Kämpfen Leibes und der Seele am 21. Juni d. J. früh $\frac{1}{2}$ 7 Uhr im Spitale zu Erbach, das sie so manches Jahr versehen hatte, unter der treuesten Pflege ihres Leibes und ihrer Seele und unter brünstigen Gebeten ihren Lauf beschloß.

So große Liebe sie im Leben und Sterben erfahren, und so wohl und selig ihr nun gerathen ist, so hat doch der Hinblick auf ihren Lebensgang etwas wehmüthiges. Es ist einem, wie wenn die

frische lebendige Kraft Reginens zu früh gebrochen, und ihr Leben zu früh verfliegt wäre: man ist unbefriedigt, während man doch Ursache genug haben kann und auch wirklich hat, sich ihrer Arbeit und ihrer Heimfahrt zu freuen. Man kann es nicht behaupten und nicht beweisen, aber es ist, wie wenn ein Wurm an die Wurzeln ihrer innern Kraft gekommen wäre, und wie wenn ihr Todesleiden von innen herausgekommen wäre, man ist geneigt zu der Aeußerung: es sollte anders sein, sie sollte und könnte noch jetzt kräftig wirkend unter den Lebendigen stehen; es muß irgendwo an ihr selbst gefehlt haben, daß nun schon all ihre Kraft verbraucht und ihr Lauf beschloßen ist. Mögen die Schwestern ihre Schwester Regine nicht vergessen, und es ihnen allen gegeben werden, sich keinem Leid und Weh jemals zu ergeben, innerlich je länger je stärker zu werden und ihren Lauf zu beschließen mit Freuden. —

13.

Schwester Cäcilie Pöschel.

† 2. November 1867.

Julie Cäcilie Marianne von Benschau, Tochter

des kgl. sächsischen geheimen Finanzrathes und Kreishauptmannes Siegmund von Zeschau und seiner Gemahlin Karoline Christiane Cäcilie, geb. v. Mandelsleh, ist am 19. Januar 1813 früh $\frac{1}{2}$ 3 Uhr in Dresden geboren, am 7. Februar desselben Jahres dortselbst getauft und dahier am 2. November 1867 Abends $6\frac{1}{4}$ in einem Alter von 54 Jahren und 10 Monaten an Krebs der Unterleibsorgane mit Wassersucht friedlich und selig aus der Zeit gegangen. Dies sind Anfang und Endpunkt eines Lebenslaufes, der an der Hand der wunderbaren göttlichen Vorsehung viele Krümmungen hat machen müssen, um zu dem Ziele zu gelangen, das weder sie noch andere haben ahnen oder gar wissen können. So gering und unbedeutend ist der Ort ihres Todes, daß nicht einmal Lebensläufe, die wenige Stunden von hier entsprungen sind, hier ihre Mündung finden, geschweige daß man denken sollte, daß eine Lebensreise, die ihren Anfang in der k. Stadt Dresden genommen hat, nach großen Umwegen endlich dahier zur Ruhe kommen würde. Und doch ist's so und wir werden mit Verwunderung je länger je mehr ähnlicher Führungen gewahr. Kinder, zu Rom geboren, ja zu Jerusalem, haben hier schon ihr Grab gefunden, Gottlob im Frieden. Auch die sterbende Cäcilie

war sterbend Dettelsau's und ihres Grabes bei den Diaconissen froh.

Das kann nicht sein, daß wir hier an diesem Orte Cäcilien's ganze Lebensweise vorlegen, wohl aber sollen hier die Stationen verzeichnet stehen, durch welche sich ihr Weg verschlungen hat.

Ihr Vater hatte ein Gut in Dohna, in der Nähe eines von ihm gestifteten Waisenhauses. In Cäcilien's früher Jugend, nach einer gefährlichen Krankheit, an seinem Genesungstage ritt ihr Vater, 33 Jahre alt, zum Genesungsfest aus, und der Ritt war ein Ritt zum Grabe, Cäcilie wurde an demselben Tage eine Waise.

Von Dohna kam sie zu dem General von Zeschau, ihrem Großvater, in Dresden, bei dem sie 8 Jahre lang zu ihrem Segen blieb, bis er 2 Jahre nach dem Dresdner Aufstande gleichfalls starb.

In der ersten Blüthe ihrer Jugend, da sie etwa 16 Jahre alt war, kam sie nun zu ihrem mütterlichen Oheim von Mandelsloh nach Weimar. Drei Jahre war sie hier am heiteren Hofe im gefährlichen Strudel der Welt, bis sie plötzlich in einem Hofzirkel mit Todesangst erwachte, ohne allen äußeren Anlaß, und nun keine Befriedigung in aller dieser weltlichen Herrlichkeit mehr fand.

Als sie 24 Jahre alt war, kam der russische Geheimrath von Stourdza, mehrfach der gute Engel ihres Lebens, zum Besuche nach Weimar und wählte sie mit sicherer Hand zur Genossin seiner 15jährigen Tochter, die nun mit ihr ein dreißigjähriges Band inniger Freundschaft schloß. Cäcilie gieng mit nach Rußland, und in ihren dortigen Umgebungen und Verhältnissen erwachten ihre Talente, und die russische Kirche, die sie kennen lernte, brachte sie Christo näher.

Im Jahre 1843, da sie 30 Jahre alt war, kehrte sie nach Deutschland zurück, machte aber das Jahr darauf, mit der Familie Stourdza eine Reise nach Italien, ohne daß ihr, der doch die russische Kirche sehr ans Herz geredet hatte, der römische Katholicismus irgendwie lockend oder verführerisch geworden wäre. Das Land, seine Natur und Kunst ergriff sie, aber sie gieng im Jahre 1846 mit Stourdza's gerne nach Rußland zurück.

Im Jahre 1848 kehrte sie, nachdem sie noch in Rußland die Bekanntschaft mit ihrem nachherigen Ehemann, dem Pastor Böschel, gemacht hatte, nach Dresden zurück, bereits mit einer starken Sehnsucht nach der lutherischen Kirche, die damals im dortigen Diaconissenhause und unter der Wirksamkeit des damaligen Hofprediges Harleß die ersten frischen

Knospen und Blüthen trieb. Aber ihr Leben war unruhig, und die Versuche, in Eisenach, später in Kaiserswerth zur Ruhe zu kommen, gelangen nicht. Große Noth trat an sie heran, und als sie wieder nach Sachsen zurückkehrte, wäre sie ohne Zweifel finsternen Anfechtungen erlegen, wenn nicht wieder ihr guter Engel, von Stourdza, zugegriffen und sie nach Odeffa gebracht hätte. Stourdza's Licht, und die kräftige Ansprache, welche die barmherzigen Schwestern der russischen Kirche an ihre Seele brachten, bereiteten sie, bereits im reifen Frauenalter, zu der Ehe mit dem vorgenannten Pastor Böschel von Hoffnungsthal hinter Odeffa vor.

In der Ehe mit dem trefflichen Mann, die leider nur kurz währte, heilte ihre Seele aus. Die Mühseligkeiten, welche das Ehepaar im Krimkriege zu überwinden hatte, nöthigten es, zu des Pastors Erholung nach Deutschland zu reisen, wo Pastor Böschel unter Cäcilien's Pfllege starb.

Cäcilie reiste wieder nach Rußland, kam von Rußland nach Dettelsau, reiste mit H. v. M. wieder nach Odeffa, als Wittwe und Diakonissin der von ihr geliebten Gemeinde zu dienen, und endlich kehrte sie nach Dettelsau zurück, wo sie schon vor

ihrem Weggang die Aussegnung als Diakonissin empfangen hatte, und blieb nun bis zu ihrem Tode hier.

Leserin, ist es wahr, oder nicht, daß dieser Lebenslauf manchfaltig und wunderbar war? Aber gerade den bedurfte Cäcilie, um zu werden, was sie werden sollte und wie sie werden sollte. Unruhig blieb ihr Wesen und ihre Art auch dennoch. Die Unruhe des Lebens vibrirte nach; und durch das vergleichsweise Stille ihres Dettelsauer Laufes verließ sie die angeborne und durch die Lebensführung ihr eigen gewordene zitternde, fast möchte man sagen, zappelnde Art erst in der allerletzten Zeit ihres Lebens. Dennoch aber wurde es in und um sie immer stiller, bis sie mit dem vollen Eindruck eines eigentlichen Friedenkindeß aus dem Jammerthale zu dem ewigen Gottesfrieden gelangte.

Was Cäciliens festeren Anschluß an das hiesige Diakonissenhaus betrifft, so geschah es zur Zeit da man es fast nicht vermuthete, schnell und wie plötzlich, am Ende ihres ersten hiesigen Aufenthalts, da sie sich gerade anschickte, nach Odessa zurückzukehren im Herbst 1858. Da ließ sie sich aussegnen und als ausgesegnete Dettelsauer Diakonissin gieng sie nach Rußland zurück, um in Gemeinschaft mit einer von ihr schon vorher erwählten Diakonissin der Gemeinde von Hoffnungsthal zu dienen. Die zwei

Jahre, welche sie nun in Hoffnungsthal zubrachte, waren schwer und prüfungsvoll, bis sie sich endlich darein ergab, Hoffnungsthal zu verlassen und hieher zurückzukehren. Im Jahre 1860 traf sie wieder hier ein, um für immer zu bleiben. In jener Zeit füllte sie den Diaconissen von Dettelsau die Hände, um ihren schönen Siechensaal zu bauen, der dann wirklich im Jahre 1862 nach großer Mühsal zu Stande kam. Ihr ausbedungener Wunsch war es, in den neugewonnenen Räumen ein Zimmerchen zu bekommen, in welchem sie wohnen und von wo aus sie im Siechensaale dienen und dessen Angelegenheiten besorgen dürfte. Bis der Saal fertig war, diente sie unter dem Anstaltsarzte als Apothekerin, dann aber begann für sie die schöne Zeit, in welcher sie auf das eifrigste für den durch ihre große Güte möglich gewordenen schönen Saal in vollster Aufopferung sorgen durfte. Sie meinte, ihre liebliche kleine Wohnung und ihren Siechenberuf für immer behalten zu dürfen. Und doch gieng es nicht. Es trat ihr wohl selbst unverkennbar unter die Augen, daß ihr Naturell dazu nicht paßte. Sie war ja Hausfrau gewesen, und hatte als solche ihrem Manne bis ans Ende, so viel wir wissen, vollkommen genügt. Aber es gieng ihr in die Hände, was für eine ganz

andere Sache es ist, einem Haushalt in der Familie und dem wechselvollen Berufe einer Anstalt vorzustehen. Bei allen ihren Talenten hatte sie nie gelernt, Rechnung und Inventar zu führen, und trotz hartnäckigen Fleißes, sich hineinzufinden, gelang es ihr um so weniger, als sie bereits zu alt war, in den vielen kleinen Sachen Schülerin zu sein. Sie übernahm daher im Diakonissenhause den Beruf der Pförtnerin, für welchen sie bei ihrer großen Beweglichkeit und Gütigkeit und Höflichkeit besonders paßlich erschien. Zu diesem Berufe übernahm sie noch einen zweiten, für den sie bei der Eigenthümlichkeit ihres Lebensganges gleichfalls sehr passend schien, und auch wirklich war. Im Verlauf der Zeit zeigte sich jedoch, daß auch die Pförtnerin auf die Dauer nichts für sie sei. Eine Pförtnerin muß nicht bloß beweglich, freundlich, höflich und unermüdet sein, sondern auch streng und konsequent; und gerade dazu hatte Cäcilie die innere Kraft und Consequenz nicht. So kam es, daß sie sich selbst unbefriedigt fühlte. Nun brach das Kriegsjahr 1866 herein und eben damit kam ins Diakonissenhaus nicht bloß große Bewegung nach außen hin, sondern auch innerer Schwung und Begeisterung. Cäcilie fand sich unwiderstehlich gezogen, den Verwundeten und Kranken in den Lazarethen zu dienen.

Man mußte wohl, daß ihre Kraft zäh und ausdauernd war; aber man traute ihrem zappeligen unruhigen Wesen nicht, und sie mußte daher wieder ihren Willen zuwarten, ohne ausgesandt zu werden. Auf die Länge ward ihr das unerträglich, sie machte sich auf alle Fälle reisefertig und hätte es vielleicht gewagt, auf eigene Gefahr auszuziehen, wenn sie nicht am Ende doch ausgesandt worden wäre. Ihr Weg führte nach Kissingen, Brückenau und endlich nach Weitshöchheim, an welchem legerem Orte sie unter einem sehr kräftigen, für das Regiment einer großen Sache passenden und begabten Regimentsarzte mit mehreren Schwestern eine längere Zeit zu arbeiten hatte. Gerade diese Stellung war ihr ganz recht, und weit entfernt, hier etwas mangeln zu lassen, trat ihr würdiger Charakter, ihre Rührigkeit und Beweglichkeit, ihre Ausdauer, ihr Geschick für Nachtwachen mitten unter den Schwestern so schön hervor, daß sie unter ihnen ein mütterliches Centrum wurde und eine Art von Halt für das Ganze. Das Leben und der Dienst im Lazarethe ward ein Glanzpunkt ihres Diakonissenlebens, und nachdem sie wieder zurückgekehrt war und sich selber übertroffen hatte, sah man sie mit ganz anderen Augen an. Nach dem Kriege fanden sich auch im Diakonissenhause wie allenthalben viele Kranké, Ver-

wundete, Invalide, Sieche, Nothleidende, Arme, Bettler und Streuner aller Art ein, und Cäcilie griff nun bei ihrem wieder aufgenommenen Pfortnerberuf auch eifrig zum Beruf der Almosenierin, wie sie auch schon vorher ähnliche Geschäfte auf sich genommen hatte. Auch in dieser Hinsicht diente sie mit aller Hingebung, so lange es nur möglich war. — Obgleich sie unter den Diaconissen mit einer einzigen Ausnahme die älteste war, war sie dennoch die rüstigste Fußgängerin und zur Zeit, in welcher Schwestern von Dettelsau in den 137 Ortschaften des Distriktes für die Distriktskranken zu terminiren hatten, auch in diesem Geschäfte unermülich, und ihr Diaconisenthum wurde also je länger je mehr volle Wirklichkeit und Wahrheit. Sie gieng nun allerdings nicht mehr in weite Fernen, aber sie wurde je länger je mehr eine treue, arbeitsame und unermüliche Diaconissin in allen Geschäften des Mutterhauses, die sich ihr darboten, und die Ehrerbietung ihrer Schwestern und ihrer Vorstände ward je länger je herzlicher. Seit der Zeit, da sie in Eisenach den schweren psychischen Anfechtungen ausgesetzt gewesen und nur durch von Stourdza's rechtzeitiges kräftiges Eingreifen herausgerissen worden war, hatte sie periodisch psychische Nachwehen und ziemlich merkliche Recidive, denen sie

aber allezeit durch rasches Ergreifen pastoraler Hilfeleistung zu entgehen wußte, zuweilen hatte sie jedoch nicht geringe Noth. Diese Perioden wurden im Laufe ihrer späteren Jahre leichter und man darf wohl sagen, sie verschwanden in der letzten Zeit, und ihr ganzes Verhalten wurde normaler und gleicher, nüchterner und freudiger. Cäcilie wurde innerlich, je näher sie ihrer letzten Zeit kam, angenehmer, und fast möchte man sagen, jugendlicher. Ihr Lebenszweck gieng unter Mühe und Arbeit seiner ganzen Erfüllung entgegen.

Im Frühjahr 1867, nachdem sie sich im schlechten Wetter mit Terminiren abgeplagt hatte, fing sie an, über Schmerzen im Unterleib zu klagen, gar nicht in dem Tone, der ihr sonst bei vorübergehenden Leiden eigen war, sondern gleich mit Rundgabe vorhandener und schwerlich zu überwindender Gefahr. Sie litt es nicht, wenn man hoffend und baldige Besserung verheißend von ihrem Leiden sprach. Und in der That, sie hatte völlig Recht, es war ihr Letztes. Zwar brauchte sie nicht weniger als $\frac{3}{4}$ Jahre, um ihre Todesreise zu vollenden, aber es war kein Nachlassen mehr, immer deutlicher zeigte es sich, daß ihre Unterleibsorgane Krebsartig ergriffen waren, Wassersucht schloß sich an, und nachdem sie 29mal operirt wor-

den war (Paracentesis abdominis) brachte ihr der Abend des 2. November um 6 Uhr 15 Min. die langersehnte Freiheit. Die Geschichte dieses ihres Todesleidens wäre einer andern Feder werth. Sie ist allein schon ein ganzer Lebenslauf, der um so herrlicher erscheint, wenn man ihn mit den vorausgegangenen Lebensabschnitten vergleichen kann. Er ist eine Siegesgeschichte, die den Beweis liefert, wie eine ausgeheilte und genesene Seele bei großen und immer zunehmenden Schmerzen das arme Leben zu einem Vorhof des Himmels machen kann.

Im Anfang ihrer Krankheit hielt sie sich noch immer in ihrer Pförtnererei auf; bald aber zeigte sich die Unmöglichkeit, den Aufenthalt ferner zu behalten und sie bezog am 8. April das nordöstliche Eckzimmer in der oberen Etage des Magdaleniums. Schwester Cäcilie im Magdalenium — das kann auffallend scheinen, für denjenigen nämlich, der die Verhältnisse nicht kennt; aber es ist nicht auffallend, die Räume sind schön, nahe dem Mutterhause, das in beständiger Verbindung mit denselben steht; es haben wohl auch fürstliche Frauen nicht verschmäht, im Magdalenium zu wohnen, so fiel es auch Schwester Cäcilie nicht ein, es für ungeziemend zu nehmen, daß sie ein Zimmer im Magdalenium beziehen sollte, im Gegentheil,

sie bezog und bewohnte es bis zu ihrem letzten Hauch, und gewiß haben alle Bewohnerinnen des Hauses, von der Oberschwester bis zur ärmsten Magdalene nur geeifert, ihr die Wohnung recht angenehm und lieblich zu machen. Da saß sie so lange es die Witterung erlaubte, bis kurz vor ihrem Ende. Ihr nächster Blick konnte auf ihren Siechesaal fallen, sie sah das Mutterhaus entlang in das große Fenster des Besaales hinein, da hörte sie den Lobgesang, ja die Predigt, und wenn sie wollte, hatte sie kurzen Weg, sich in die Loge gegenüber der Sakristei tragen zu lassen und mit der Versammlung das Sacrament zu empfangen. Dabei umgab sie die stille Flur von Dettelsau mit der ihr eigenthümlichen sabbathlichen Feier, und in der That, schöner als Schwester Cäcilie wohnte, kann man kaum in Dettelsau wohnen.

Als sie hier eingezogen war, ließ sie den Pfarrer zu sich kommen und rief ihm fröhlich zu: „So, nun will ich ganz ein Werk des Amtes werden.“ Eph. 4, 11 ff. steht die Stelle, an die sie erinnern wollte: „Er hat etliche gesetzt zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werk des Amtes.“ Cäcilie wußte, daß das heilige Amt nicht bloß allein Fische fängt, und nicht bloß Schafe weidet, sondern daß es ihm auch gegeben wird, den Heiligen zur

Vollbereitung, Stärkung, Kräftigung und Gründung zu dienen, sie wollte den vollen Segen des Amtes empfangen, in ihrer ganzen inneren Fassung ein Werk des Amtes werden. Und um dies werden zu können, bat sie den Pfarrer um öfteren Besuch und aufmerksamere eingehendere Führung und Behandlung ihrer Seele. Es war bei ihr nicht, wie es so oft der Fall ist, daß die Seelsorge ein mühevolleres Werk ist, wo man Steine und Felsen, Dornen und Dornestrüpp ausreuten muß, sondern ihr Herz war bereits unter der Hand des Geistes gutes empfängliches Land geworden, begierig, den edlen Samenwurf aufzunehmen und ihn ohne alles Hinderniß wachsen und gedeihen zu lassen. Einen schöneren Eingang ins Krankenbette wirst Du dir, Leserin, selbst nicht denken können. Ebenso war der Fortgang und das Ende. Wenn die gewöhnliche Operation zu Ende war, dann war sie so heiter, lebenskräftig und anscheinend gesund, daß sie lange Briefe schrieb, Gedichte machte und sie abschrieb und denen schickte und schenkte, von denen sie wußte, daß sie sich des innern Zusammenhangs mit ihr freuten, da gabs auch mit den andern Schwestern nüchterne, heitere und vergnügte Gespräche genug, in welchen der Tag ihrer Auflösung und Befreiung der vergnügteste und edelste Gegenstand der Reden wurde.

Wenn dann nach der Operation das Wasser wieder beschwerlich wurde und die Qual sich mehrte, dann legte sie die Feder weg und beugte sich willig unter den psychischen Druck der Leiden, bis sie wieder unerträglich zu werden drohten und der von ihr hochgeachtete und treue Arzt wieder erscheinen und ihr Hilfe bieten mußte. Dann schrieb und dichtete und sang und redete und freute sie sich wieder über alles und sorgte wieder für alles und jedes, und dieser Turnus kehrte immer und immer, wenn auch je länger in kürzeren Fristen wieder, und sie war mit dessen Verlauf so genau bekannt, als gieng alles nach der Uhr und nach der Minute. Und weil das alles so überaus regelmäßig verlief und ganz dieselbigen Erfahrungen sich immer wiederholten, so machte der Pfarrer ein Thema der Gespräche daraus und zeigte der guten Krankendiakonissin daran den Zusammenhang Leibes und der Seelen, und wie ihre zu gleicher Ruhe erhobene und gekommene Seele Schwankungen des seelischen Befindens und Macht über alle Kräfte und ihr ganzes Leben je nach Maßgabe ihres leiblichen Befindens bekam. War sie auf der Höhe ihrer Leiden, so erzählte er ihr die Geschichte von Kaiser Karl V., den in seinen Schmerzen der Churfürst trösten wollte, der aber die Antwort gehabt: „Mir

hilft am besten viel Geduld und ein wenig Krächzen.“ Wenn dann bei Cäcilie Krächzenszeit war, so konnte sie humoristisch sagen: „der Pfarrer hats gesagt, ich darf ein wenig krächzen.“ War für dergleichen humoristische Wahrheiten keine Zeit, so spannte der Pfarrer die Saiten höher und sagte: „Warten Sie nur, Schwester Cäcilie, es werden die Schmerzen vielleicht noch größer werden, es wird der Tod mit seiner Betäubung kommen, aber was thuts? Wenn der Herr Doktor kommt und dem Weh mit dem Wasser Ablauf schafft, dann kommen Ihre Kräfte und Ihre Freuden wieder, und wenn der Tod vorüber ist, dann weicht ebenso die Todesbetäubung und es kommen unaussprechliche Freuden und Sie machen dann die selige Erfahrung, daß die Sterbensnoth weiter nichts ist, als die letzte Einwirkung des Leibes auf die Seele, und daß nichts vergänglicheres und vorübergehenderes ist, als eben er, der Tod. Lassen Sie alles gehen, wie es will, beugen sie sich mit stiller Seele unter Schmerzen und Betäubung und geben Sie in sicherer Aussicht, daß nach kurzer Unterbrechung uns ewig währt die Freude, Gott die Ehre.“ Diese Gewißheit, daß der Tod vorübergeht, wie jeder Druck des kranken Leibes auf die gesunde Seele, und daß zuletzt im Streite Freude und Ruhe oben

bleibt, war ein Hauptgedanke in Cäciliens Leiden und ein Licht, das seitdem schon vielfach müden Pilgrimen geleuchtet hat.

Als Schwester Cäcilie dem Ende ihrer Leiden näher kam, bat sie den Pfarrer, er möchte beten helfen, daß sie bei vollem Bewußtsein sterben könne; der aber verweigerte ihr die Bitte. Auf die Frage: „Warum wollen Sie das nicht thun?“ antwortete er: „Weil ichs auch für mich selbst nicht thue. Sie müssen diesen ganz erklärlichen Wunsch mit allen Wünschen fallen lassen und gar nichts wollen, als Ihres Heilands ewiges Eigenthum zu sein. Sie wissen ja, daß die Betäubung des Todes vorüber geht, und daß die entfesselte erlöste Seele, wenn auch aus Todessehweiß und Traurigkeit, so doch ohne Zweifel bald zu voller Klarheit und zum freudigsten Gebrauche ihrer Kräfte kommt. Sprechen Sie auch in dem Sinn; Herr, wie du willst, so schicks mit mir.“ Ganz bald darauf saß der Pfarrer an Cäciliens Sterbebette und ihre Seele war nicht daheim. Der Pfarrer fragte: „Schwester Cäcilie, ist der Pfarrer heute schon bei Ihnen gewesen?“ Antwort: „Ja.“ „Heute schon öfter als einmal?“ Antwort: „Nein.“ „Sitzt er vielleicht gegenwärtig an Ihrem Bette und hat Ihre Hand in seiner Hand?“ Antwort: „Nein.“

Der Pfarrer gieng weg und über eine Weile kam Schwester Cäcilie zu heller Erinnerung und sagte zu den Schwestern: „Der Pfarrer ist dagewesen und ich habe ihn nicht erkannt.“ Nicht erkennend, hatte sie ihn doch erkannt, wie sie auch mehrfach ängstlich fragte, ob sie bei sich sei, sie fühle es nicht. Dann fühlte sie's wieder und ihre edle Seele gab eben mit dem Wechsel Anderen Zeugniß, wie vergänglich und nicht hoch anzuschlagen die Bewußtlosigkeiten und Schwachheiten wegesmüder, aber innerlich erfreuter Christenmenschen sind.

Während ihrer Todesleiden nahm sie oftmals, sei es nur mit dem Pfarrer allein, oder mit etlichen vertrauteren Schwestern das Sakrament, allezeit mit großer Andacht. Als zum letzten Male der Pfarrer weggieng, sah sie ihn mit einem langen, freudenvollen, vergnügten Blick an, der seinen Fuß einen Augenblick aufhielt, wegzugehen. Vorher, denke ich, wie auch nachher, redete sie von dem bedeutungsvollen Augenblick, in welchem sie, wie sie sich ausdrückte, die heilige Wegzehrung empfangen hatte. Ueberhaupt waren ihre Gedanken immer auf dem Wege. Als schon des Weges Ende in der aller-nächsten Nähe war, wollte sie noch nicht liegen, weil sie „noch eine weite Reise hatte.“ Und wirklich, zum

Biegen brachte sie es nicht. Das Genick that ihr im Sterben so wehe, sie legte es in den Arm der Pflegerin und also, in diesem Arme, auf ihrem Genicke, nicht liegend, aber ruhend, hauchte sie aus.

Schon vorher hatte sie keine Trauerlieder hören wollen. Als eine vorschlug, zu beten: „Es ist genug, so nimm Herr, meinen Geist zu Zions Geistern hin“ sagte sie, das klinge ihr zu traurig, „ich mag nicht, es ist so voll Klagen und Jammerns, da habe ich nichts daran, das stärkt mich nicht, sondern es riecht nach Unglauben, ich kann nur Glaubens- und Hoffnungslieder brauchen. Klagelieder singt und betet ihr nur nicht, sondern Glaubens- und Hoffnungslieder und wenn mein Ende kommt und ich vollendet habe, dann stimmt ihr Lob- und Danklieder an.“ Jesus meine Zuversicht: Was hier kranket, seufzt und fleht: Dieser meiner Augen Licht: das waren Sachen, wie sie sie haben wollte; von Schwäche der Seele war bei aller Schwachheit keine Rede. Psalm 51, ganz besonders Joh. 6 des Herrn Wort: Ich bin die Auferstehung und das Leben, das paßte für sie.

Als man den Pfarrer zum letzten Abschied holte, sprach sie: „Loben und danken!“ und das waren ihre letzten Worte in dieser Welt. Darauf zog der Meßner die Sterbeglocke, die Einsegnungsgebete be-

gannen. Cäcilie lag mit dem Genick im Arme der Pflegerin, sah überaus schön und geistlich aus, ganz sanft erlosch allmählich ihr Hauch, die Glocke schwieg, ein Lob- und Dankgebet schloß die heilige Handlung. Eben sollte der Abendgottesdienst beginnen und die Versammlung wartete. Einstimmig sang man: „O daß ich tausend Zungen hätte“ und nach einem Dankgebete für die selige Vollendung gieng die Versammlung feiernd nach Hause.

14.

Probenschwester Marie Wegmann.

geboren am 22. Mai 1837 zu Memmingen,
gestorben am 8. März 1868 im Diakonissenhause.

Sie ruhe im Frieden und das ewige Licht leuchte ihr!

15.

Schwester Christine Osiander

geboren am 3. November 1829
gestorben am 19. November 1868 im Diakonissenhause
zu Hannover.

Ueber Schwester Christinens letzte Tage hören

wir von der Schwester aus dem Diakonissenhause zu Hannover, welche die Kranke bis ans Ende mit selbener Liebe pflegte, folgendes:

Christinens Sehnsucht heimzugehen war ja immer groß gewesen, aber seit ihrem Geburtstag, am 3. November, nahm sie, möchte ich sagen, noch eine bestimmtere Form an. Abends zuvor war Herr Ober-Consistorialrath Uhlhorn bei ihr, wünschte ihr Gottes Frieden und sagte, jeder Mensch solle und dürfe drei Geburtstage feiern, den ersten bei der Geburt zum irdischen Leben, den zweiten bei der Taufe zum himmlischen Leben, und den dritten beim Tode zum ewigen Leben. Die zwei ersten habe sie gefeiert, nun erbitte er mit ihr, daß es des HErrn Wille sei, ihr bald zur Feier des letzten zu helfen. — Das machte sie sehr glücklich. In der Nacht mußte ich es ihr sehr oft wiederholen, da sie zu schwach war, um einen Gedanken genau festhalten zu können, besonders wenn sie vom Schlaf erwachte.

Der 3. November, vor dem sie sich eigentlich gefürchtet, brachte ihr doch manche Freude an vielen Beweisen der Liebe von fern und nah. Nichts war aber so nach ihrem Sinn, als ein Geschenk unserer Frau Oberin, ein Kreuz von Immortellen, auf ihren Sarg zu legen nach ihrem Tode. Das mußte

ihrer Bett gegenüber seinen Platz bekommen und allen sie besuchenden Schwestern zeigte sie es sehr glücklich, immer die Bestimmung wiederholend: das kommt auf meinen Sarg. Viel Genuß hatte sie in der Vertheilung eines großen Kuchens, den sie dazu bestellt, unter die ihr bekannten Schwestern und Kranken. Der 4. November brachte dann als schönste Nachfreude die vielen Dettelsauer Briefe; sie ordnete sie gleich, verfügte überhaupt über alle Tags zuvor erhaltene Sachen, schrieb als Abschiedsgruß für ihre Cousine Thekla hinter ein Crucifix den ihr so lieb gewordenen kleinen Vers:

„In lichten Stunden dein Heil empfunden,
In trüben Tagen dein Kreuz getragen,

Ueberall nur Er, o Herz, was willst du mehr?“ wunderte sich dabei, wie leicht ihr das Schreiben würde, und fragte plötzlich ganz erschrocken: „darum brauche ich aber doch nicht noch bis Weihnachten zu leben?“ Denn Weihnachten im Himmel zu feiern, das war ihr dringendster Wunsch. Zuletzt hatte sie aber auch das ganz willenlos in des HErrn Hand befohlen; ihre einzige Sorge blieb, ob sie Ihm auch genug danke für Alles.

Ueberhaupt wich etwa von der Zeit an die schwerste Noth ihrer Krankheit, die Angst und An-

fechtung, die ihre Seele bis dahin fast täglich heimgesucht, und wir durften sehen, wie in lieblichster Weise die Mahnung in ihr immer mehr Leben wurde: Werdet wie die Kinder! Wie ein begnadigtes Kind stand sie vor ihrem Herrn, von Ihm allein Trost und Hilfe erwartend, und wie ein folgsames Kind stellte sie sich gegen uns, die so viel jüngeren Schwestern. Darf ichs? — muß ich noch mehr essen? — darf ich schlafen? waren ihre beständigen Fragen. Darf ich schlafen? ließ sie mich noch wenige Stunden vor ihrem Tode fragen.

In einer der letzten Nächte war sie sehr unruhig, so daß ich mich erst gegen Morgen etwas legen konnte; ganz bald nachher wachte die liebe Schwester wieder auf, ich hielt mich aber ganz still, weil ich hoffte, dann schlief sie vielleicht wieder ein, — da hörte ich sie beten: „lieber Herr Jesu, laß sie doch schlafen, sie hats ja so nöthig“ — sie meinte damit: allein wachen kann ich nicht, schickst du mir keinen Schlaf, so muß ich sie ja wecken — dennoch schliefen wir beide bis zum Morgen.

Besonders gern ließ sie sich des Nachts Gesänge vorsagen; in einer Bibelstunde über 1. Cor. 12 hatte Herr Ober-Consistorialrath, nachdem er den Reichtum der damaligen Geistesgaben erklärt, uns

zur Dankbarkeit ermahnt, daß Gott sich doch auch an unserer Kirche nicht unbezeugt lasse, — und z. B. den Schatz unserer Lieder mit dem: in Zungen reden verglichen; das gefiel Schwester Christine gar sehr, als ichs ihr erzählte; nachher sagte sie immer: wollen wir denn jetzt in Zungen reden? — Warum sollt ich mich denn grämen — herzlich lieb habe ich dich o Herr — Wer sind die vor Gottes Throne — und Von Gott will ich nicht lassen, durften nie fehlen; alle schloß sie selbst mit einem kräftigen „Amen“ und nach „Herzlich lieb“ sagte sie jedesmal: „das nennt Herr Pfarrer das Diakonissenlied, aber es ist auch ein Prachtlied.“ — Konnte sie dann noch keine Ruhe finden, so mußte Licht angezündet und das „Rauchopfer“ hergelangt werden. Besonders das Gebet 138 um Geduld konnte sie nie genug hören, und wenn die Stelle kam: Rüttle deinen Zeiger, laß kommen Deine Stunde, denn Deine Zeit ist die rechte Zeit, und Deine Stunde ist die rechte Stunde — dann leuchteten ihre lieben Augen vor Freude. Und daß der Herr am Zeiger rüttelte, das war uns Umstehenden wohl klar. Von Tag zu Tag sanken die Kräfte, der Appetit verlor sich, und alle Anzeichen der nahen Auflösung stellten sich ein. Am Sonntag den 15. durften wir alle zum Tisch des Herrn gehen,

sie freute sich so herzlich mit uns, auch daß sie uns für die Stunde ganz wohl entbehren konnte; gieng es ihr den Tag doch auffallend wohl, so hofften wir denn doch auch' auf eine gute Nacht; statt dessen trat am Abend starker Hustenreiz ein und dauerte beinahe 24 Stunden, die sie fast ganz außer Bett zu brachte, da jeder Versuch sich zu legen, nur neuen peinlichen Husten verursachte. Am Montag Abend schenkte Gott endlich Ruhe. Die Nacht war ziemlich, aber am Dienstag früh wurde ihr das Sprechen schon schwer; sie schlummerte viel, ließ sich dazwischen vorlesen aus der Bibel. Am Nachmittag freute sie sich sehr über den schönen Sonnenuntergang, dann kam Herr Ober-Consistorialrath und legte ihr den Spruch aus: Christus der ist mein Leben! Das war ihr köstlich, weil es ja dieser Spruch war, den sie sich zum Text ihrer Grabrede gewählt. Hoch erfreut erzählte sie es noch Frau Oberin, als diese sie bald nachher besuchte. Dann schlief sie wieder ziemlich lange, wachte erst gegen neun Uhr auf, hatte dann viele Mühe, ihre Gedanken zu sammeln; „ich träume wohl noch,“ sagte sie mehrmals. Auch hatte sie große Unruhe, nur das Wort Gottes hatte Kraft genug, ihr die Ruhe zum Anhören desselben zu geben, sonst wollte sie beständig hin und her gelegt werden: diese

Seite liegt wie im Himmel, aber diese noch lange nicht, — konnte sie in ihrer spaßhaften Weise sagen.

Gegen Morgen wurde der Athem so kurz, daß ich schon meinte, die letzte Stunde sei nahe; sie drehte sich aber auf einmal um, und sagte sehr bestimmt: heute sterbe ich noch nicht!

Dann erholte sie sich auch mehr und mehr und hatte ziemlich leichte Stunden, nur beschäftigte es sie sehr, wie ihr Gesicht abnahm; für jeden aber, der zu ihr kam, hatte sie noch einen herzlichen Blick und Händedruck. Diese letzten Tage genoß sie eigentlich nur etwas warmen Wein, theelöffelweis. Einmal als sie sah, daß das kleine Fläschchen wieder leer, fragte sie ganz ängstlich: trinke ich auch zu viel? kann man davon berauscht werden? Als ich ihr nun Mittwoch Abend spät die Lippen damit nekte, sagte sie sehr freundlich: Gelt, das sehest Du aber noch in meinen Lebenslauf, daß ich doch kein Trinker geworden bin? Dann mußte ich lesen „Von Gott will ich nicht lassen,“ darüber schlief sie ein. Schwester Caroline saß bei ihrem Bett; sie schlief ganz sanft, bis ein Hustenschauer sie störte. Als sie da so etwas angstvoll um sich sieht, fragt Schwester Caroline: soll ich eins mit dir beten? Da schlägt sie die Augen auf und sagt: „Nicht eines, nein tausend“ und damit hob das

Sterben an. Wir knieten wohl an ihrem Bett und beteten, aber ihr „Amen“ fehlte und das „gelt noch eins,“ was sonst immer folgte. Wir beteten „Christe, du Lamm Gottes,“ und „Wann endlich ich soll treten ein in Deines Reiches Freuden, so soll Dein Blut mein Purpur sein, darein will ich mich kleiden“ — aber ihr bleicher Mund blieb stumm, nur droben kann er sich wieder öffnen, wenn sie einstimmt in die „tausend“ Loblieder, die sie hier auf Erden nicht mehr vollenden konnte. — Jetzt empfand sie schon etwas von dem, was sie ahnte, als sie einige Tage zuvor einer Schwester sagte: jetzt erscheine ich wohl die geplagte, aber dann! —

Es war Donnerstag den 19. November früh um 3 Uhr!

Die liebe Hülle zeigte Manches. Viel Krankheit und Weh stand auf den abgekehrten Zügen zu lesen, und doch waren sie schön durch den Frieden Gottes, der aus ihnen sprach; man sah es mit Augen: „diese Seele ist im Frieden gefahren.“ Wir kleideten sie in ein langes weißes Gewand, schmückten das Haupt mit der Schwesternmütze und dem Myrtenkranz und drückten ein Kreuz in die stillen gefalteten Hände — dann standen wir um ihren Sarg und sangen: Nun danket alle Gott! weil wir es ihr so

hatten versprechen müssen; wie ernstlich bat sie noch am Tag vor ihrem Tod: ihr singt aber „Nun danket alle Gott,“ wenn ich gestorben bin.

Am Montag den 23. war das Begräbniß. Der Sarg war mit vielen Kränzen geschmückt, in der Mitte stand das hellbrennende Lämpchen, welches uns mahnte, wie jetzt die liebe Himmelsbraut wohlgeschmückt als eine kluge Jungfrau ausgezogen sei, ihrem Bräutigam entgegen. Konnten wir doch von Herzen einstimmen, als Herr Oberconsistorialrath sagte: nicht ihr, der lieben Entschlafenen zu Ehren, aber zu Lobe von ihres Herrn Gnade dürften wir es rühmen, daß wirklich Christus ihr Leben gewesen, und darum Sterben ihr Gewinn sein müsse.

Zum Schluß sangen wir: Wann endlich ich soll treten ein in Deines Reiches Freuden, so soll dieß Blut mein Purpur sein, darein ich mich will kleiden! — Und dann fuhren wir dem Kirchhof zu. Die Sonne gieng gerade unter; goldene Wolkenbänke sah man durch die Thore der Kirchhofsmauer, daß man sagen mußte: Zieh'et ein durch jene Thore, führet mich in Gottes Stadt!

Da ruht denn die liebe Schwester neben den Gräbern unserer Schwestern; und uns kann das Ziel

nur näher gerückt sein, weil uns ein neues Band der Liebe mit droben verknüpft! —

16.

Schwester Magdalene Wunner.

† 7. Januar 1871.

Derjenige, der diese Zeilen zum Gedächtnis der sel. Schwester Magdalene schreibt, erfüllt damit nicht bloß einen ihm gewordenen Auftrag, sondern sicherlich einen Wunsch aller derer, welche die sel. Schwester im Leben kannten und liebten und eben deshalb auch über den letzten Abschnitt ihres Lebenslaufes, über die Zeit ihres Krankens und Sterbens nähere Kunde wünschen. Denn nicht gering ist die Zahl derer, welchen das Bild dieser zwar keineswegs durch Gaben des Geistes glänzenden, aber doch so seltenen Schwester unvergänglich sich eingepägt hat, und die ihr in der Stille ihres Herzens ein treues Andenken auch dann noch bewahren werden, wenn über ihrem Grabe statt des Schnees, der es jetzt deckt, längst der Rasen grünen wird.

Aber auch abgesehen von dem Wünschen und Fühlen Einzelner ist Heilighaltung des Andenkens

ihrer Todten gewiß die Pflicht einer Genossenschaft, und ohne Zweifel ist ein jungfräulicher Lebenslauf, der im Dienste der barmherzigen Liebe sich verzehrte, es werth, daß man die Hülle von ihm nehme und ihn zum Beispiel und Nachfolge der Lebenden aufstelle. So folge denn hiemit der kurze Abriß des Lebens Schwester Magdalenens sammt der Parentation, die ihr am Abend ihres Begräbnistages im Betsaal gehalten wurde. Möge aus dem vollendeten Lebenslaufe Magdalenens allen ihren Schwestern ein Geruch des Lebens und ein Duft wie einer ausgegossenen Narde entgegen strömen, und Lieb und Begeisterung zu dem Berufe aufs Neue sich entzünden, in welchem sie eine Wohltäterin und ein Segen für Viele geworden ist, und um dessen willen wir den Ehrenkranz auf ihr Grab niederlegen.

Schwester Marie Magdalene Wunner ist geboren den 27. Januar 1836 zu Augsburg, wo ihr Vater das Gewerbe eines Schächlermeisters betrieb. Sie besuchte die Werktagsschule und dann noch einige Jahre eine Erziehungsanstalt in ihrer Vaterstadt. Den ersten Gedanken ihres zukünftigen Berufes faßte sie, als eine Straßburger Diakonissin auf der Durchreise durch Augsburg ihr elterliches Haus besuchte. Bei dieser keimenden Neigung zum Diakonissenberufe

war ihr die Nachricht von der Gründung einer Diakonissenanstalt in Bayern eine hohe Freude, und am 1. Mai 1855 trat sie dann auch als Schülerin in die hiesige Anstalt ein. Sie gehört also mit zu dem ältesten Geschlecht der hiesigen Diakonissen und ist eine von denen, deren Diakonissentum fast so alt ist als die Anfänge des hiesigen Werkes selbst. Bei ihrem Austritt aus der Diakonissenschule schrieb sie in dem von ihrer Hand verfaßten Lebenslaufe: „Lob, Preis und Ehre sei dem HErrn, der mich hieher geführt hat. Ich bringe Ihm die schwachen Kräfte meiner Seele und meines Leibes, die Er mir nach seiner göttlichen Weisheit verliehen, zum Opfer. Ich lege mich zu seinen Füßen, Er thue mit mir nach seinem heiligen Wohlgefallen. Er verleihe mir seinen Beistand, daß ich das in diesem Jahr Erlernte mit Segen anwende zur Verherrlichung Seines heiligen Namens.“ Dies waren die Wünsche und Gelübde ihrer Seele beim Eintritt in die Diakonissenlaufbahn — und den Wünschen und Gelübden hat die Erfüllung nicht gemangelt. Das werden alle bezeugen, die sie an irgend einem Orte ihres Wirkens kennen gelernt haben. Und dieser Orte waren eben nicht wenige. Ihre 14jährige Diakonissenlaufbahn war immerhin eine manigfaltige und wechselvolle zu nen-

nen. Am 15. April 1856 mit zehn andern Schwestern ausgesetzt, trat sie am 3. Mai jenes Jahres ihren ersten Beruf in Memmingen an, wo sie in einer Kaufmannsfamilie einen lahmen und kindisch gewordenen Greis verpflegte. Später übernahm sie mehrere Privatpflegen zuerst in Nürnberg, dann in Burgsalach und Fürth; dazwischen hinein pflegte sie auch ihre kränkliche Mutter, bei der sie auch die Zeit vom September 1857 bis Juli 1858 zubrachte. Hierauf gieng Schwester Magdalene als Gemeindediakonissin nach Würzburg, wo sie, wenn auch mit mehrmaligen Unterbrechungen, den Ort ihres längsten und gesegnetsten Wirkens fand.

An Weihnachten 1858 kam sie zu einer Privatpflege in das gräflich Castell'sche Haus. Wie an allen Orten gewann sich Schwester Magdalene auch hier schnell die Herzen, und die Liebe und Verehrung der ganzen gräflichen Familie blieb ihr von da an treu bis hinein in ihr Krankenlager und in ihren Tod.

Im April des Jahres 1860 wurde sie von Würzburg weg in das Hospital zu Hildesheim gesendet, wo sie bis zum Juni 1862 diente. Dort in Hildesheim zeigte sich der Anfang ihres späteren Leidens, sie war da viel und schwer krank, manch-

mal dem Tode nahe; indessen eine Badekur, die sie auf den Rath der Aerzte gebrauchte, gab ihr ihre Kräfte wunderbar zurück, so daß sie am 1. August des Jahres 1862 den Posten einer Oberschwester in Würzburg übernehmen konnte. Hier diente sie 5 Jahre lang, geliebt und geehrt von allen, die sie kannten. Immer eine Leidende, erfuhr sie doch auch immerzu des Apostels Wort an sich: „Als die Sterbenden und siehe, wir leben.“ Von Zeit zu Zeit erholte sie sich wieder und leistete mit ihren schwachen Kräften bei ihrer Treue und Gewissenhaftigkeit oft mehr als manch andere mit gesunder Kraft.

Sie erlebte das Jahr 1866 in Würzburg und mit ihm die Schrecken des Krieges und des Bombardements der Stadt. Diese Zeit war der Höhepunkt ihres Diakonissenlebens. Gott stärkte ihr damals wunderbar ihre Kräfte, sie leistete in der Pflege der Verwundeten Außerordentliches und leitete ein Lazareth unter vollster Anerkennung der Vorstände, wurde auch am Ende ihrer Thätigkeit durch ein königliches Handschreiben geehrt.

Nach 5jähriger Thätigkeit in Würzburg sehnte sie sich nach einem anderen Beruf und das Direktorium der Diakonissenanstalt bestimmte sie als Oberschwester an das hiesige Magdalenium. Als sie diesen Beruf

antrat (im Mai 1867), war sie augenscheinlich bereits eine gebrochene Kraft. Doch hielt sie sich, wenn auch oft unter großer Mühsal und Beschwerde des Leibes aufrecht und stand dem schwierigen Beruf einer Magdalenenoberschwester mit geistlichem Sinne und gewissenhafter Treue vor.

Im Sommer vorigen Jahres nahm ihr Leiden so überhand, daß sie sich von ihrem Posten ablösen lassen mußte, um in völliger Ruhe und Stille Erholung ihrer Kräfte zu suchen. Durch die Güte einer vornehmen Gönnerin und Freundin wurde es ihr möglich, das Bad Reichenhall zu besuchen, wo sie zwar viel Liebe und Freundlichkeit theilnehmender Menschen, aber keine Erholung fand.

Nach einem Vierteljahr kehrte sie wieder in ihr Mutterhaus zurück, kränker und schwächer, als sie es verlassen. Schwer empfand sie es, ihren Beruf nicht mehr übernehmen zu können, aber geduldig ergab sie sich in den ihr jetzt auferlegten Beruf des Krankens und Leidens. Nicht mehr als Oberschwester, sondern als Kranke zog sie nun in das Magdalenium ein und zwar in dasselbe freundliche Eckzimmer an der Nordostseite, in welchem ein paar Jahre vor ihr eine edle Dulderin der Erlösung des Leibes entgegen geharrt hatte. Anfangs schien sie noch Hoffnung zu

haben. Man sah sie in den schönen, sonnigen Herbsttagen noch kleine Spaziergänge machen, oder unterstützt von den Schwestern ihrem „lieben“ Betsaal zugehen. Allein bald blieb Magdalena ans Zimmer und bald darauf ans Bett gefesselt und wer das abgekehrte, oft erdfarbene Angesicht sah, den ersticken- den Husten hörte oder ihre von heißer Fieberglut brennende Hand in seiner Hand hielt, konnte über Natur und Verlauf ihrer Krankheit nicht mehr im Zweifel sein. Sie selbst trug sich mit Lebenshoffnungen, bis der sie besuchende Vicar des Pfarrers es für seine Pflicht hielt, sie auf die nahende Todesgefahr aufmerksam zu machen. Bewegten Herzens und thränenden Auges dankte sie und erschloß von da an ihr Inneres mehr vor ihm. „Sprechen Sie doch öfter so meine Seele an,“ sagte sie, „und beten Sie für mich um Sterbensfreudigkeit.“ Von da an richtete sie ihr ganzes Sinnen und Denken auf die Vorbereitung zu einem seligen Sterben.

Dem Pfarrer und Rektor der Anstalt, der sie etwa 8 Tage nach jener ihr gemachten Eröffnung besuchte und mit ihr das Sacrament nahm, gab sie wiederholt die Versicherung: Ich sterbe gern. Wirklich war die Anfechtung der Lebenslust und Todesfurcht von ihr genommen und mit gefaßter Seele

gieng sie dem Tode entgegen. Dester empfing sie nun das hl. Abendmahl, und die Tage, an denen das geschah, waren für sie immer hohe Fest- und Freudentage. Immer war sie geduldig und ergeben, ja voll Dankes gegen den HErrn. „Meine Schmerzen sind nicht so groß, mein Leiden ist — Gott sei Dank — ganz erträglich.“ Diese Versicherung hat sie mir mehr als einmal gegeben. Nach einer Nacht, in der sie ein paar Stunden erquickenden Schlaf genossen, sagte sie zu mir: O wie vergnügt bin ich, den ganzen Morgen habe ich gesungen: O daß ich tausend Zungen hätte &c. Wenn die Beklemmung und die Atemnoth nicht übermäßig war, konnte sie froh und heiter sein. Ganz leicht war es, mit irgend einem göttlichen Gedanken sie zu erfreuen. Dann lächelte sie auch mitten unter Schmerzen und ein Schimmer von Heiterkeit flog verklärend über ihre blassen Züge.

Rührend war es auch zu sehen, wie offen und theilnehmend ihre Seele bis ganz zuletzt für Leid und Freud ihrer Umgebung war. Ihr Leiden und die große Angelegenheit des Sterbens hatte sie nicht so sehr in Anspruch genommen, daß ihr nicht die volle Theilnahme und das Mitgefühl an dem Ergehen der Seelen, die sie liebte, übrig geblieben wäre. Vielleicht hat mehr als einer an ihrem Krankenbett

es erfahren, wie tief ergreifend Beweise der Theilnahme einer Todesnahen und Wünsche, die ein sterbender Mund haucht, für den Lebenden sind.

Als nun die Weihnachtszeit und der Winter mit solcher Rauheit und Strenge sich einstellte, steigerte sich auch die Heftigkeit ihres Leidens dergestalt, daß ein nahes Ende vorauszusehen war.

Am Sylvesterabend empfing sie mit zwei Schwestern noch das Sacrament. Von da an war ihre Schwäche zunehmend und auch ihre Sinne oft eingehüllt. Doch hat sie der besuchende Geistliche, auch noch, als er ihr am vorletzten Tag ihres Lebens das Sacrament brachte, sie ihrer Gedanken Meisterin und ihren Geist während der Feier ganz frisch und klar gefunden. Auf diesen ihren letzten Sacramentsgenuß freute sie sich mit ganz besonderer Innigkeit; sie brachte die ganze vorhergehende Nacht in der Vorbereitung und im Gebete zu, und wenn vorübergehend ihr Geist eingehüllt wurde, nahm sie den Gedanken des Sacramentes auch in das wirre Leben der Träume und Phantasien hinein. In der Nacht die auf ihren letzten Sacramentsgang folgte, zehrte sie von den empfangenen Gütern und zählte all den Segen auf, den ihr der Herr im Sacrament geschenkt. An ihrem letzten Lebenstage fühlte sie sich

sehr schwach, indessen den Eindruck so großer Todesnähe machte ihr Zustand selbst am Abend noch nicht.

In der darauf folgenden Nacht begann aber ihre Sterbensnoth. Sie ließ sich das an der Wand hängende Crucifix reichen, das, wie sie bemerkte — auch ihre Mutter sterbend in der Hand gehabt. Gegen Mitternacht wurde ihr Athem kürzer und die Noth größer, Nöcheln stellte sich ein; doch wurde jetzt ihr Geist wieder hell, sie vernahm die ihr zugesprochenen Trostesworte und stimmte ins Amen ein. „Der Herr ist immer gnädig, der Herr ist mein Schirm“ war eins ihrer letzten Worte und auf das Gebet: Herr Jesu, Dir leb ich u. sprach sie schon ganz todesnah das Amen.

Am Morgen des 7. Januar gegen 3 Uhr verschied sie sanft unter den Einsegnungsgebeten der umstehenden Schwestern. Sie hat ihr Leben auf 34 Jahre 11 Monate und 10 Tage gebracht.

Schwester Magdalene ruhe in Frieden. Und das ewige Licht leuchte ihr! Amen.

An die Mittheilung des Lebenslaufes schloß sich dann auf Grund von Matth. 25, 1—13 noch eine Parentation an, die wir dem gegebenen Auftrage gemäß hier folgen lassen.

Geliebte Schwestern! Es ist mir eine süße,

aber dennoch auch schmerzliche Pflicht, diesen Abend in eurer Mitte das Gedächtnis unserer sel. Schwester Magdalena zu feiern. Erst in den beiden letzten Jahren ihres Lebens, auf den Wegen des mir übertragenen Berufs, der mich allwöchentlich einmal in das Magdalenium führt, habe ich sie kennen gelernt. An diesem Orte darf ichs aber sagen, ohne mißverstanden zu werden, wie werth ich sie seitdem immer gehalten und wie nahe sie mir insonderheit in der Zeit ihres Krankens und Sterbens geworden ist.

Warum soll ich nicht bekennen, was ich doch nicht verbergen konnte, daß ich mit euch Leid um Magdalene trage und daß ich um sie weine und klage: Ach Edle, ach Schwester! Dennoch freue ich mich auch, daß ich an diesem Abend mit meinem Zeugnis die Dahingeshiedene ehren und einen Strauß des Andenkens, das in meiner Seele nicht welken soll, auf Schwester Magdalenens frisches Grab niederlegen darf.

Was soll ich zuerst an unserer Schwester rühmen? Ich will die wunderbare Sanftmut und die große natürliche Herzensgüte rühmen, die ich jederzeit an ihr gefunden habe. „Schwester Magdalene hat unter den Schwestern die Tugend der Sanftmut repräsentirt,“ sagte dieser Tage jemand zu mir, und

ich freute mich über den Widerhall meiner eigenen inwendigen Stimme, der mir da begegnete, um so mehr, als dies Urtheil aus Frauenmunde kam. Ja, ich hab an ihr gefunden, was nach St. Petri Wort der Frauen schönste Bier ist: das unvergängliche Wesen eines sanften und stillen Geistes, das da köstlich ist vor Gott. Sie war eine sanfte Dienerin Jesu. Wer, der ihr einmal begegnet, hätte den Eindruck nicht mit sich genommen. Vielleicht kaum einer besonders nahe stehend ist sie mit immer gleicher Freundlichkeit und gütigem Angesicht allen entgegen gekommen. Herzlichkeit und Güte blickten aus ihrem edlen, seelenvollen Auge sonder Falsch einen jeden an. Mit ihrer Sanftmut verband sie auch einen hervortretenden Seelenadel. Schwester Magdalene war ein edles Gemüt und besaß auch im äußern Auftreten edlen Anstand und viel weibliche Würde des Benehmens. Sie dachte und fühlte edel, deshalb vermied sie das Urtheilen, schwang nicht die Geißel der Zunge — bescheiden, von wenig Worten, als eine der Stillen im Lande gieng sie ihre StraÙe. Sie zeigte in allen Stücken edle Weiblichkeit und ein gehaltenes Wesen, und bei im Ganzen vorherrschendem Ernst doch auch eine gewisse Heiterkeit, die sich selbst oft in den Stunden der Angst

und Noth verklärend über ihre Züge legte. Bei diesem sanften und edlen Wesen war es kein Wunder, daß sich Magdalene so schnell allenthalben die Herzen gewann. Die Einfache, Anspruchslose, die gar nichts besaß, womit sie hätte glänzen können, war doch geliebt bei Hoch und Niedrig. „Unser ganzes Haus, Groß und Klein, Herrschaft wie Dienerschaft weint um Magdalene,“ schrieb eine edle Frau aus erlauchtem Hause auf die Nachricht von Schwester Magdalenenens Tod. In der That sie war eine Vielgeliebte unter den Schwestern, sie besaß ihr selbst unbewußt das Geheimnis einer besonderen Liebenswürdigkeit. Man konnte sie bei dem Mangel an hervortretenden glänzenden Eigenschaften unbeachtet lassen und übersehen, aber wer ihr näher zu treten Ursach und Gelegenheit hatte, wird den Eindruck der Liebenswürdigkeit von ihr empfangen haben und von der gesammten Art ihres Wesens lieblich angehan gewesen sein.

Eine sanfte Jüngerin Jesu ist sie gewesen, schön durch den verborgenen Schmuck des inwendigen Menschen und das unvergängliche Wesen eines sanften und stillen Geistes, eine Vielgeliebte unter den Schwestern — und (füge ich hinzu, und das ist das Schönste, was ich zu ihren Ehren sagen kann), eine

kluge Jungfrau, die zur rechten Stunde dem Bräutigam die Lampe schmückte. Nun wißt ihr, warum das Evangelium von den klugen Jungfrauen gelesen wurde. Ich gebe unsrer Schwester Magdalene das Lob der klugen Jungfrauen, denn sie hat ihre Lampe zur rechten Zeit angezündet, um sie voll und geschmückt dem ewigen Bräutigam zu übergeben.

Sie dachte sich des Bräutigams Anfunft nicht so nah. Vielleicht hätte sie sich ungewarnt einer gewissen Sorglosigkeit und Sicherheit überlassen. Die Krankheit, an der sie litt, täuscht den Menschen mit der trügerischen Hoffnung des Lebens. Auch Schwester Magdalene war auf einen so nahen Abschied vom Leben nicht gefaßt. Man mußte ihr die Klarheit über sich selbst geben. Noch erinnere ich mich lebendig jener Stunde, in der ich ihr die Augen über ihren Zustand öffnen mußte. Noch sehe ich das Zucken des Schmerzes um ihren Mund, das Beben ihrer Lippen. Doch wie froh war ich, als sie auf meine Frage: Schwester M., wie beurtheilen Sie Ihre Krankheit? mir die Antwort gab: „Ach in Reichenhall war ich noch so verblendet, auf Genesung zu hoffen, jetzt nicht mehr. Es wird wohl ein langes Krankenlager geben.“ „Vielleicht nicht einmal das, lautete die Ge- genrede, vielleicht sogar nur ein kurzes.“ Da sagte

sie mit von Thränen halberstickter Stimme: „ich hätte wohl gerne noch länger gearbeitet, aber wie Er will.“ Von der Zeit an gieng sie mit allem Ernst auf den Todesgedanken und die Todesbereitung ein, und der Herr gab ihr den großen Sieg über die Natur, den Triumph des Geistes über die psychische Einwirkung ihrer Krankheit, daß sie ihres Todes sogar sich freuen lernte und die Ewigkeit mit Kräften der Heimat sie anzog. Darum vergleiche ich sie mit einer der klugen Jungfrauen. Nicht bloß die Thörichten, auch die Klugen hatten der Sicherheit und dem sorglosen Schlaf sich hingegeben, wähnend, des Bräutigams Ankunft sei nicht so nah. Aber wie die klugen Jungfrauen sich schnell ermunterten und zusammen rafften, als das Geschrei um Mitternacht erscholl: Siehe der Bräutigam kommt, gehet aus, Ihm entgegen — wie ihnen die nur einen Augenblick in Vergessenheit gerathene Absicht ihres Gangs schnell wieder ins Gedächtnis kam, und sie schnell die heruntergebrannten Lampen wieder in Stand setzten und schmückten, so bedurfte auch Magdalene nur eine leise weckende Annäherung des Seelsorgers, um schnell sich aufzuraffen, von der Lebenshoffnung zum Todesgedanken einzuschwenken und die Lampe ihrer Seele für den Bräutigam zu schmücken. Brennend, voll

und geschmückt hat sie sie dem Bräutigam entgegen getragen, und Er hat ihr, wie sie mir so oft die Pforte des Magdaleniums öffnete, die Pforten des Hochzeitssaales aufgethan und ihr Einlaß gegeben am Ort der Freuden. Dort ist sie nun und darf mit jener Maria Magdalena, von der sie den Namen geerbt, den Heiland grüßen und seine Kniee umfassen. Mit ihr ist Fried und Freud, mit uns aber geht ihr Andenken und die freudenreiche Hoffnung einer Wiedervereinigung mit ihr in dem ewigen Reiche ihres HErrn und unsers HErrn. Amen.

17.

Schwester Auguste Magdalene Sander.

Am 26. März 1872 früh 2 Uhr gieng Schwester Auguste Sander zu ihrer ewigen Ruhe ein. Sie ist geboren zu Hildesheim am 29. September 1841. Ihr Vater, Dr. jur., siedelte später von Hildesheim nach Elze bei Hannover über. Dort verlebte daher unsere Schwester Auguste ihre Kinder- und Jugendjahre, von denen uns jedoch wenig bekannt ist. Sie scheint den sogenannten Freuden dieser Welt nicht fern und fremd geblieben zu sein, aber dabei die

Sehnsucht nach besseren und größeren Dingen tief in sich getragen zu haben. Im September 1864 meldete sie sich hier an, vorerst als grüne Schülerin. Im Dezember desselben Jahres gieng sie in unsere blaue Schule über. Im Frühjahr 1865 wurde sie Probeschwester und übernahm die „rothe Schule“ unseres Hauses, an der sie mit viel Erfolg und mit begeisterter Hingabe an den Lehrberuf diente. Am Lichtmeßtage 1866 wurde sie zur Diakonissin eingesetzt. Von Ostern 1867 an bis wieder Ostern 1870 arbeitete sie an einem Töchterinstitut in Eisenberg, das unter der Leitung des Herrn Superintendenten Loze stand. Dieser Abschnitt ist ohne Zweifel als die Blüthezeit ihres Diakonissenlebens anzusehen. Sie durfte reiches, fröhliches Gelingen ihrer Arbeit schauen und gab sich nicht bloß mit der ganzen Kraft und Energie, die sie besaß, und mit einem fast übergroßen Fleiße dem Unterrichte hin, sondern diente nebenbei auch den Armen und Kranken der Gemeinde, so viel nur immer ihr eigentlicher Beruf ihr dazu Zeit gestattete. Kinder und Kranke und Arme hingen an ihr mit großer Liebe, und wie sie selbst ihren Beruf dort aufgefaßt hat, das erkennen wir am besten aus ihrem eigenen Bericht aus Direktorium, in welchem sie einmal schreibt:

Der Herr nehme meine Schule auch ferner in Seinen Schutz wider alle Anfechtungen des Teufels und der Welt. Ist sie doch Sein Weinberg, den Er Seinem Diener, als dem geistlichen Hirten dieser Stadt anvertraut hat, welchem nun auch ich, so lange ich hier bin, helfen darf. Sei meine Arbeit auch ganz gering, Gottes Segen ist um so größer. Ich habe den Einen großen Wunsch, einst sagen zu können mit St. Augustins Mutter: „Herr, hier bin ich und die Kinder, die Du mir gegeben hast.“ Und so lange Er mich hier läßt, wird es stets mein Streben sein, ihre Herzen zu gewinnen für zweierlei: vor allen Dingen für das Reich Gottes, dann aber auch ihnen die Liebe einzupflanzen für das Diakonissentum und mein liebes Dettelsau. Und ich glaube, ich baue keine Luftschlößer, wenn ich die fröhliche Hoffnung habe, daß bei den meisten wenigstens das erste, bei einigen auch das zweite bereits angefangen hat, Wurzeln zu schlagen und sich zu entfalten.

Als in Eisenberg die Verhältnisse sich änderten, die Schule unter andere Leitung kam, wurde Schwester Auguste von dort abberufen. Sie wollte nun eine Zeit lang ohne Beruf sein um noch mehr lernen zu können und namentlich der französischen Sprache noch völliger mächtig zu werden. Aber es

war das ein selbsterwählter Weg, der natürlich zu keinem Heil führen konnte. Sie glaubte mit Einem Male, ihre innere Verfassung stimme nicht mit einem rechten Diakonissenleben, sie könne mit ihrer ganzen Seele nicht mehr bei der Sache sein, und sie bat daher im August 1870 um ihre Entlassung. Dieselbe wurde ihr ertheilt; aber seitdem sie das Band gelöst, lag, wie sie selbst schreibt, die Hand des HErrn schwer auf ihr und es wurde auch nicht eher wieder Ruhe, als bis sie am 30. Juni vorigen Jahres reu- mütig zurück kehrte und um ihre Wiederaufnahme bat, die ihr denn auch gewährt wurde. Es müssen harte Kämpfe voraus gegangen sein, ehe sie ihrem nun seligen Vorstand schreiben konnte: „Von nun an will ich nicht mehr eigene, sondern Gottes Wege gehen.“ Wie ernst es der HErr selbst mit diesem ihrem Gelöbniß nahm, zeigte die Folge. So, wie die Zukunft es erwies, hatte sie's ja freilich nicht gemeint; aber der ewig gute Hirte Seiner Schafe nahm sie nun bei der Hand, führte sie ein in eine harte Schule der Leiden und stellte sie auf die Probe, ob sie in der That und Wahrheit alle eigenen Wege, auch die scheinbar besten Pläne und Ideen aufgeben und willig und gehorsam in Seine Gedanken eingehen könnte. — Nur noch eine kleine Zeit der Arbeit war

ihr vergönnt. Sie übernahm, nachdem sie im September vorigen Jahres ins Mutterhaus zurück gefehrt war, vom 10. Oktober an aushilfsweise das Rettungs-Haus in Pöfingen und diente auch dort mit großer Gewißenhaftigkeit und Treue, obwohl gerade ihr dieser Beruf viel Selbstverleugnung und Ueberwindung kostete. Am 29. Dezember wurde sie frank hieher gebracht. Es zeigten sich die Symtome des Unterleibstypfus, jedoch trat die Krankheit nicht in ihrer ganzen Heftigkeit auf. Das Bewußtsein schwand ihr nie, und nach 5 Wochen trat eine merkbare Beferbung ein. Sie stand mehrere Stunden des Tages auf, und man machte mit ihr Reifepläne. Aber lieber noch als von solchen, sprach sie von einem bald zu übernehmenden Berufe. Auch die frankhaften Stimmungen, die in den ersten Wochen sehr stark hervorgetreten waren, ließen nach. Sie ließ sich gerne vorlesen und wurde auch im Umgang etwas annahender. Man hoffte mit ihr, und sie selbst sah mit heißer Sehnsucht ihrer Genesung entgegen. Allein es stellte sich bald heraus, daß wir statt einer Reconvalescentin eine Candidatin des Todes in unserer Mitte hatten. — Schon in früheren Jahren hatte man Grund, auf Auguste, ihrer Lunge wegen, mit Besorgniß zu sehen und sie selbst hatte

früher geäußert: „ich habe die Schwindsucht.“ Das war jetzt Wirklichkeit und Wahrheit geworden. Husten stellte sich ein, Athemnoth, Fieber, das die Kräfte vollends verzehrte, — man konnte sich über ihren Zustand nicht mehr täuschen. Nur sie selbst stand, wie fast alle ihres gleichen, unter der eigenthümlichen psychischen Wirkung dieser Krankheit. Sie erkannte die Gefahr nicht, sondern wollte genesen. Als man unnumwunden mit ihr redete und sie von Gottes klar ausgesprochenem Willen zu überzeugen suchte, war sie im Anfang tief unglücklich, und auf die Frage, was es denn im Grunde sei, das sie so an dies arme Leben fehle, da sie sich doch viel mehr freuen sollte, wenn ihr die ewige Herrlichkeit winkte, — fieng sie an, bitterlich zu weinen und sagte: ich kann noch nicht sterben, ich bin zu unwürdig, ich muß noch so vieles gut machen. So sündig ist gar niemand wie ich u. Ihr Leben, sagt sie einmal, gleiche den mißrathenen Gefäßen eines Töpfers, der sein eigenes Werk vernichtet, es sei gar nichts an ihrem Leben, es sei ganz verfehlt, — Sünde, nur Sünde von Anfang bis zu Ende. Oft lehnte sie müde ihr Haupt an die sie pflegende Schwester und sagte unter strömenden Thränen: „ich weine nicht über meine leibliche Pein, meine Sünden thun mir

weher.“ Einmal beehrte sie die Fürbitte der Haus-
 gemeinde im Betsaal: „so es des HErrn Wille wäre,
 möchte Er ihr ihr Leben fristen, vor allem aber
 wolle Er sie zum willigen und gehorsamen Kinde
 machen.“ Diese letzte, von ihr so aufrichtig gemeinte
 Bitte gewährte der HErr. Je länger je mehr löste
 sie sich los von Lebenshoffnungen und je länger je
 mehr wurde ihr auch der Glaube geschenkt, der kühn
 und fest das Kreuz auf Golgatha umfaßt und spricht:
 „ich bin ja doch dein liebes Kind trotz Teufel, Welt
 und aller Sünd.“ Sie nahm seelsorgerlichen Zuspruch
 an, tröstete sich mit dem Schächer am Kreuz und
 sagte: „der den Schächer angenommen, ist auch mir
 zum Troste gekommen;“ sie reichte einmal schnell
 Schwester A. die Hand mit den Worten: „ich glaube.“
 Auf die Frage: „was glaubst du?“ gab sie zur
 Antwort: „daß das Blut Jesu Christi mich rein
 wäscht von aller meiner Sünde. Nun will ich Ihm
 auch stille halten.“ Am Montag vor ihrem Tode,
 nach einer schweren, schmerzsvollen Nacht, bat sie
 Herrn Conrector, er möchte im Betsaal um ein bald-
 diges Ende beten, und am Nachmittag ihres letzten
 Tages freute sie sich sogar auf ihren Tod. Am
 Abend dieses Tages ließ sie sich ein Sterbegebet
 beten, während sie noch kurz vorher die Schwester

ersucht hatte, die eigentlichen Sterbegebete im „Rauchopfer“ für später aufzuheben. Es folgte darauf ein sanfter Schlummer, der ungefähr eine Stunde währte. Dann erwachte sie mit einem Schmerzensschrei — der Arzt wurde gerufen — man sah, es gieng zum Sterben. In ihren heißen Schmerzen rief sie: „Herr, erbarme Dich, erbarme Dich.“ Man betete mit ihr und für sie und tröstete sie mit der nahen Herrlichkeit. Schwester A. sagte einmal etwas von der Krone des ewigen Lebens. Da fiel sie abwehrend ein: „o keine Krone, — mir keine Krone! — nur selig, nur selig — aus Gnaden!“

Zinzendorfs Ton: „da kommt ein armer Sünder her, der gern ums Lösgeld selig wär,“ der war ihr recht, der fand in ihrer Seele Wiederhall. An den Schächer dachte sie auch in ihrer letzten Not und tröstete sich des Wortes des Herrn: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Mit Einem Male, ohne daß sie die Besinnung verlor, war die Zeit aus, da man mit ihr reden, mit ihr beten durfte. — Sie verlangte nach diesen Schmerzensstunden hastig zu trinken, dann lag sie von $\frac{1}{2}$ 2 Uhr an ruhig da, athmete immer schwächer, das Auge brach, der Puls schwand und um 2 Uhr wurde die Seele von des Leibes Banden erlöst. Ihr Todes-

tag war der Dienstag in der Charwoche und am Gründonnerstag legten wir ihre irdische Hülle ins Grab, in die Nähe von Schwester Magdalenen's Ruhestätte. Statt der üblichen Parentation im Abendgottesdienst wurde eine Rede am Grabe gehalten, weil die übliche gottesdienstliche Feier des Tages keine andere Ordnung möglich machte. Als wir vom Grabe heimkehrten, hatten wir wohl alle ein Gefühl, daß ein in vieler Beziehung für uns räthselhaftes Leben sich geschlossen habe. Der ungewöhnliche Charakter, die reichen Geistesgaben, die große Energie und Kraft des Willens (welch letztere wohl hie und da die richtige Grenze auch überschritt), der tiefe Zug zu allem, was groß und edel war, hätten — so dachte man, — noch eine andere Entfaltung des Lebens und Wirkens schauen lassen müssen. Wir kannten alle miteinander unsere selige Schwester Auguste zu wenig, als daß wir das Räthsel sollten richtig lösen können. Ihr Seelsorger allein, dessen Leitung sie sich in früheren Jahren ganz ergeben, würde dies Leben, nachdem es abgeschlossen ist, im rechten Lichte zeigen können. Er kann ihr keinen Lebenslauf mehr schreiben; sie aber war unter allen Schwestern die erste, die ihn in der Heimat grüßen durfte. Und wir wollen uns zufrieden geben, bis wir auch dahin kommen,

wo alle Dissonanzen in ewige Harmonieen, alle Unklarheiten in ewiges Licht sich auflösen, wo dann auch der etwas trübe Schleier, der über dem Leben unserer seligen Schwester liegt, gelüftet wird. Eins nur soll noch gesagt werden: diese ringende kämpfende Seele, an der manche Unklarheit und mancher Irrthum hängen mochte, war doch bei allem und allem eine wahrhaftige Seele, die sich nicht anders gab, als sie es jetzt eben nach der Wahrheit konnte. Und noch ein zweites: Schwester Auguste hätte so gerne noch länger gelebt. Es war das nicht bloß die gewöhnliche Lust des Menschen am Leben und das natürliche Widerstreben gegen das Weggenommenwerden „in der Hälfte der Tage.“ Ihrer Sehnsucht lag etwas edleres zu Grunde. Sie hätte gerne noch ihren Erlöser mit einem heiligen Diakonissenwandel geprießen und ihr Leben und ihre Kraft als eine Schaafe des Trankopfers ausgießen mögen — von nun an Ihm allein zur Ehre. Gut machen wollte sie noch, und dazu sollte ihr noch eine Frist gegeben werden. Aber gerade in diesem Punkt sollte sie und wir mit ihr, Jesu Wege lernen. Er hat in Ewigkeit vollendet alle, die geheiligt werden, und kein Stäublein von eignem Verdienst ist mehr herzubringen, seitdem Er Sein: „Es ist vollbracht!“ ge-

sprochen. Ausgezogen wurde unsere selige Schwester von aller eigenen Gerechtigkeit, zerbrochen wurde ihr jede Stütze, jeder Halt, der nicht Jesus heißt, und in das ausgeleerte, verarmte Herz hinein konnte der Reichtum des ewigen Friedens und der ewigen Freude gelegt werden. So war sie ihrem Herrn recht, so werden auch wir Ihm recht, und man kann in Wahrheit von einem verfehlten Leben da nicht sprechen, wo ein kühner Schächer Glaube gewachsen und gereift ist und man an die ewigen Pforten nichts bringt, als das Opfer eines geängsteten und zer schlagenen Herzens, das Er in Seiner Huld und Gnade ewig nicht verachten wird.

18.

Elise Lindmann.

† 30. Dezember 1872.

Es ist ein liebliches Zusammentreffen, daß wir am Todestage des seligen Vaters Löhle den Leib eines seiner Kinder dem Acker Gottes übergeben durften und nun an die Worte, die sein Gedächtnis betrafen, die Parentation für die selige Tochter reihen können. Tochter war sie ganz und gar und in diesem Wort liegt

ausgesprochen, was wir von ihr rühmen dürfen. Heitere Kindeseinfalt, stiller Gehorsam, bescheidene Zurückgezogenheit — daß sie diese Tugenden besessen habe, sagen alle, die sie kannten und mit ihr arbeiteten.

Schwester Elise, Katharina, Magdalene war die Tochter des Herrn Buchhalters Albert Lindmann und dessen christlicher Ehefrau Babette, einer gebornen Marsching, und wurde zu Tafelhof bei Nürnberg geboren am 26. Februar 1843. In ihrem 15. Lebensjahr, nachdem sie schon die hl. Confirmation empfangen hatte, trat sie hier zum Zwecke ihrer eigenen Ausbildung als Schülerin ein und ihr eigen Herz und Vornehmen stand damals dahin, nach wenig Wochen wieder davon zu gehen. Aber siehe da, ihr kindlich einfältig Gemüt empfing Eindrücke, welche sie bald bestimmten, um Aufnahme unter die Diakonissenschülerinnen zu bitten. Noch im zarten Alter, erst 17 Jahre zählend, begann sie als Probeschwester ihren stillen Lauf in der Krippe zu Fürth und überwand, was ihr schwer werden wollte, in dem klaren Bewußtsein, daß sie um Jesu willen arbeite. Nachdem sie in der hiesigen Blöden-Anstalt, dann in der Kinderheilanstalt zu Nürnberg und im Hospital zu Lindau gedient hatte, mußte sie sich, ein-

getretener Leibeschwachheit halber, bei Verwandten in Rasch erholen. Gestärkt kehrte sie in einen Beruf in unsere Blödenanstalt zurück und wurde auf Walburgis 1868 feierlich ausgesegnet. Die fromme Schwester, mit der man immer Ursache hatte zufrieden zu sein, war gleichwohl 8 Jahre Probeschwester. Ihre bescheidene Zurückgezogenheit, die sich nie geltend machte, war so groß, daß man sie auszussegnen vergessen konnte. Im Laufe des Jahres 1870 diente sie im Lazareth zu Kreuzwerthheim und dahier im Magdalenium, erkrankte aber dann und bedurfte aufs Neue der Erholung. Gestärkt und tüchtig zu neuer Arbeit, wie sie meinte, kehrte sie im verflossenen Sommer wieder, aber der Herr wies ihr den edlen Beruf des Leidens an. Die Lungenschwindsucht kam immer mehr zur Entwicklung und Schwester Elise stand von ihrem Krankenlager, auf welches sie am 12. August sich legte, nicht wieder auf. Als der Kampf wacker ausgestritten war, durfte ich am 30. Dezember Abends 9 Uhr ihr die Hände auflegen und die edle Seele zur Heimfahrt segnen, nachdem sie Tags zuvor des Herrn Leib und Blut im Sacrament empfangen hatte in der gewissen Hoffnung, daß dies die Wegzehr zur letzten Reise sei.

Fürwahr, ein Lebenslauf schlicht und stille!

Nicht viel Hohes, nicht viel Großes, aber dennoch lieblich und denen überaus theuer, welche 1. Petri 3, 3. 4. für das höchste Jungfrauenlob halten. Schwester Elise war mit einem einfältigen Kindesfinn begabt, der sich in gesunden und in kranken Tagen offenbarte. Den Beruf des Arbeitens wie des Leidens übernahm sie kindlich als aus des Vaters Hand, es kostete beides keine großen Entschlüsse und wenn auch manches durch Kampf errungen werden mußte, so war auch der Kampf ein stiller und verborgener. Sie dachte gering von ihr selber und als ihr Leidenszustand ihr den wahrscheinlichen Ausgang nahe legte, sagte sie: „als Diakonissin war ich nicht groß zu brauchen, so werde ich doch zum Sterben brauchbar sein.“ Und der Herr machte sie brauchbar in der Schule der Geduld, in welcher sie kindlich stille hielt. Er verzog wohl lange und die fromme Seele hätte gar zu gerne Weihnachten droben unter den Lebensbäumen gefeiert! Kurz vor dem Fest wurde sie kalt an allen Gliedern und man dachte das Ende nahe heran. Als aber dann doch der Zustand wieder leichter wurde, machte sie ihren Pflegerinnen den kindlichen Vorwurf: „hättet ihr mich nicht erwärmt, ich hätte heimgehen dürfen.“ Doch ihre Stunde kam, der Bräutigam erschien zu rechter Zeit,

seine Braut heimzuholen. Wenig Stunden vor dem Ende erquickte sie noch ihres sel. geistlichen Vaters Sehnsuchts-Lied nach den himmlischen Auen: „O Gottessohn, voll ewiger Gewalt zc.“ und bald darauf ist die fromme Tochter dem frommen Vater nachgefolgt, die Kindes-einfalt der Manneseinfalt.

Wir danken Gott, daß er uns Schwester Elise gegeben und bitten Ihn um gleichen Kindes-sinn, wie sie ihn hatte, und um eine selige Nachfahrt!

Elise ruhe in Frieden,
daß ewige Licht leuchte ihr!

19.

Schwester Lina Lohr.

Am 28. April 1873 Abends 10 Uhr starb zu Kassel in ihrem Geburtsort, im Hause ihrer Mutter, unsere Schwester Lina Lohr, Tochter des schon im Jahre 1868 heimgegangenen Herrn Pfarrers Lohr. Sie war geboren den 2. Juni 1847 und trat am 5. Okt. 1868 hier als Diakonissenschülerin ein. Am 25. Febr. 1869 wurde sie unter die Zahl der Probeschwestern aufgenommen und am darauffolgenden 1. März über-

trug man ihr die Führung der neu gegründeten Kleinkinderschule in Klosterheilsbronn. An derselben arbeitete sie mit viel Lust und Liebe und unter augenscheinlichem Segen bis zum 12. Juni 1870, an welchem Tage sie feierlich zur Diakonissin eingesegnet wurde. Hierauf sandte man sie auf die Wartstation nach München. Dort diente sie gleichermaßen mit fröhlichem Herzen ohne Hindernis bis etwa um Advent des Jahres 1871. Dann aber kamen schwere tiefe Leiden über sie, von denen sie zwar wieder frei wurde, die aber doch ein ferneres Verbleiben im Diakonissendienst nicht mehr zuzulassen schienen. Sie kehrte nach einem kurzen Besuche im Mutterhause, in welchem alles sich ihrer Wiedergenehung gefreut hatte, am 18. März dieses Jahres zu den Ihrigen zurück und bald stillte der Herr ihr Sehnen, Ihm wieder dienen und für Ihn arbeiten zu dürfen, also, daß Er mit ihrer Seele aus diesem Jammerthal eilte und sie unter die Schaar der Knechte und Mägde aufnahm, die dort ewig dienen dürfen und sein Angesicht sehen. Offenb. 22, 3. 4.

In vollem Frieden, nachdem sie noch Abolution und Sacrament empfangen und die Ihrigen versichert hatte, daß sie gerne sterbe, gieng sie heim

Am 2. Mai kam die Todesnachricht hierher,

die uns freilich fürs erste tief erschütterte. Wenn taucht nicht unwillkürlich eine menschliche Klage auf, daß eine so junge volle Kraft so früh im Tode brechen mußte und daß der Schmuck und die Bier schöner Gaben, die Gott unserer seligen Schwester verliehen, nicht länger zu anderer Menschen Freude sich hat entfalten dürfen. Aber all diese Gedanken und Fragen müssen verschlungen werden von Lob und Preis, und wenn wir alles recht bedenken, so stimmen wir am Grabe unserer seligen Schwester Lina, der nun für ewig alle Thränen vom Auge gewischt sind, einen Lobgesang an und sagen:

Deine Güte ist besser denn Leben. Meine Lippen preisen Dich. Der Herr hat alles wohl gemacht — und freuen uns der Zeit, da wir die Lebensläufe der Kinder Gottes im Lichte schauen dürfen und jeden einzelnen als ein Meisterwerk Seiner Hand erkennen werden.

20.

Schwester Elisabeth Leopold

ist am vergangenem 27. Januar 1874 aus unserer Diakonissengenossenschaft nach Gottes Rath in die Ge-

meinschaft der Seligen versetzt worden. Ihrem Andenken sollen diese Zeilen gewidmet sein.

Sie war am 21. Mai 1848 in Schwarzenbach a. S. geboren, am 26. desselben Monats getauft, am Trinitatisfest des Jahres 1862 daselbst confirmirt und trat, nachdem sie im Hause des Hrn. Pfarrers Laible zu Herrenneuses und des Herrn Fabrikanten Lampert zu Hof treu und brav gedient hatte, mit sehr guten Zeugnissen versehen, im Diaconissenhause dahier am 28. September 1867, in ihrem neunzehnten Lebensjahre, als Diaconissenschülerin ein. Schon am 8. Januar 1868 wurde sie unter die Probeschwestern aufgenommen und als solche zum Dienste in die Krippenanstalt nach Nürnberg entsendet. Nach einem halben Jahre trat sie als Pflegerin bei dem dortigen Krankenverein ein und kehrte im Februar 1869 ins Mutterhaus zurück. Nachdem sie dann vom 15. März 1869 bis Ende Juli 1870 die Waschküche des Magdaleniums dahier übernommen hatte, reiste sie mit andern Schwestern zur Pflege Verwundeter nach Frankreich, wo sie bis zum 11. April 1871 verweilte. Wie in so manches Diaconissenleben die jammervolle Kriegszeit einen empfindlichen Riß gemacht hat, so auch in das ihre. Am 30. April 1871 zeigte Elisabeth ihren Austritt aus dem Dia-

konissenverbände an, fand sich jedoch an der Hand des guten Gottes wieder zurecht und konnte auf ihr herzliches Verlangen im Juli 1871 wieder aufgenommen werden. Man sendete sie an die Kleinkinder-
schule zu Dettingen und dann an die Pflegeanstalt an demselben Ort. Auf Grund anderthalbjähriger Bewährung konnte man an ihre Einsegnung denken, welche sie mit einer kleinen Schaar anderer Probenschwestern aufs Fest der Reinigung Marien 1873 empfing. Daß es ihr dabei ein großer Ernst war und daß sie mit mächtig bewegtem Herzen sich auf ihren Ehrentag bereitet hat, muß ihr der Wahrheit gemäß bezeugt werden. Sie stand der Pflegeanstalt zu Dettingen bis Ende Oktober 1873 vor, wo dann ihre Krankheit, die Lungenschwindsucht, sich in einem Grade ausgebildet hatte, daß an eine Weiterarbeit nicht zu denken war. Ihr Rektor, der sie kurz zuvor noch am Orte ihrer Wirksamkeit besucht hatte, empfing dabei den Eindruck einer sehr rasch dahinwelfenden Blume. Das Mutterhaus wollte seine schwache, kranke Tochter selbst in Treue verpflegen, die Eltern der Schwester Elisabeth jedoch wollten es sich nicht nehmen lassen, ihr Kind bei sich zu haben. So siedelte sie von Dettingen ins elterliche Haus nach Schwarzenbach über und wünschte in dem

Bewußtsein, daß sie doch zu keiner ferneren Arbeit mehr werde tüchtig werden, ihre Entlassung aus dem Diaconissenverbande. Ihr Mutterhaus hat sie aber dringend, doch mit einer derartigen Entscheidung wenigstens bis zum Frühling zu warten und zunächst, wie sie als Schwester treu gearbeitet habe, so auch als Schwester stille zu leiden, bis Gott ihr den Ausgang klar zeigen werde. So that sie auch und der Herr entschied rascher, als wir es vermutheten. Mitte Januar wurde ihre Schwachheit so groß, daß sie ihr Ende gekommen glaubte. Sie empfing mit großer Andacht das heilige Sacrament und war willig zum Heimgang. Doch verzog der Herr noch bis zum 27. Januar, an welchem Tage sie sanft und selig entschlafen ist. Wir bewahren ihr ein freundliches Gedächtnis und erbitten uns eine selige Nachfahrt.

Elisabeth ruhe im Frieden,
das ewige Licht leuchte ihr!

21.

Schwester Karoline Förster.

Am 14. Dezember 1874 starb zu Nürnberg in der Krippenanstalt Schwester Karoline Förster. Sie war zu Celle in Hannover am 16. September 1829, als das älteste unter fünf Kindern geboren. Da ihr Vater als Amtsdienner Mühe hatte, die Familie zu ernähren, mußte Karoline bald nach der Confirmation sich selbst ihren Unterhalt suchen, obgleich sie von Kind auf kränklich und schwächlich war. Die ersten geistlichen Eindrücke empfing Karoline nicht durch die Eltern, sondern in einer lebensgefährlichen Krankheit durch eine fromme Nachbarnsfrau, die dem kranken Kinde biblische Geschichten erzählte und Sprüche und Liederverse lehrte. Bis an ihr Lebensende gedachte Schwester Karoline dankbar dieser Liebe. Auf ihren Wanderungen von Dienst zu Dienst erkrankte sie einst zu Dessau und wurde in dem dortigen Krankenhause von Dettelsauer Schwestern verpflegt. Da gieng ihr, wie sie selbst erzählte, das Verstandniß für einen höheren Dienst auf, und sie faßte den Entschluß, Diakonissin zu werden. Am 1. Mai 1862 trat sie als Schülerin in das Diakonissenhaus dahier

ein und begann bereits im November desselben Jahres ihre Diakonissenlaufbahn. Wie ihr letzter, so war auch ihr erster Beruf die Pflege der kleinen Krippenkinder, welchen sie dazwischen mit Krankenpflege wechselte; immer aber wurde sie wieder zur Krippenpflege verwendet, denn sie zeigte dafür eine hervorragende Begabung.

Durch ein hartnäckiges Fußleiden glaubte sie sich im Jahre 1864 veranlaßt, den Diakonissenberuf aufgeben zu müssen und brachte zwei Jahre bei den Ihrigen zu. Im Jahre 1866 kehrte sie mit erholtten Kräften wieder zurück und überkam eine neu errichtete Krippenanstalt zu Memmingen. Im Jahre 1868 wurde sie zum Diakonissenamt eingesegnet. Im Kriegsjahr 1870 war sie unter den Schwestern der Feldspitäler in Frankreich und arbeitete dort mit großem Fleiß und treuer Hingabe, obwohl ihre Körperkräfte kaum mehr hinreichten. Nach kurzer Ruhezeit in der Heimath trat sie in die Krippenanstalt zu Nürnberg im Sommer 1871 ein. Dort arbeitete sie, nach dem Zeugniß der Oberschwester, mit ungemainer Barmherzigkeit und Treue, aber auch mit seltenem Geschick und Erfolg, so daß ihr Verlust schwer zu ersetzen ist; der schwächsten und elendsten unter den Kindern nahm sie sich am liebsten an. Mehrere-

male lebensgefährlich erkrankt, raffte sie sich wieder auf und kannte keine Schonung, bis sie am 27. November völlig erschöpft und ohnmächtig auf das Krankbett gelegt wurde, welches diesmal ihr Sterbebett werden sollte. Bald stellte sich Misere ein und das qualvolle Leiden währte siebenzehn Tage. Die großen Schmerzen ertrug sie ohne Klage. Mit Freudigkeit, ja Sehnsucht gieng sie dem Tode entgegen und ihr im Leben oft so schwer angefochtenes Gewissen gelangte zum vollen Frieden.

Am Abend vor ihrem Todestage ließ sie sich von den Hausgenossen Sterbelieder singen und Sterbegebete beten; bis gegen vier Uhr Morgens blieb sie bei klarem Bewußtsein, von da an nahm ihre Schwäche immer mehr zu. Die Hausgemeinde blieb singend und betend am Sterbebette, bis gegen zwei Uhr Nachmittags die müde Seele zur Ruhe eingehen durfte.

Am 16. Dezember wurde die Leiche unter großer Theilnahme aller Freunde und Bekannten auf dem St. Johannis Kirchhof in Nürnberg bestattet; zum Leichentext hatte sich die Verstorbene selbst 1. Mos. 32, 10 gewählt.

Karoline ruhe im Frieden
und das ewige Licht leuchte ihr!

22.

Schwester Margarethe Schalkhäuser.

Als wir vor drei Jahren den 2. Januar begingen, den Todestag des sel. Vaters, legten wir eine seiner Töchter, unsere sel. Schwester Elise, in Gottes Acker. So ist es heute wieder. Wir haben unsere Schwester Margarethe zur Ruhe getragen und wollen nun, nachdem wir des vollendeten Vaters gedacht, auch ein Wort des Gedächtnisses an die Tochter vernehmen. Wir gedenken ihrer, sonderlich ihrer Leiden, der viele waren, und ihres Sterbens mit Freuden, und finden gerade darin die Beobachtung aufs neue bestätigt, die man in Bezug auf die Wirksamkeit des sel. Hirten so oft gemacht hat: daß der von ihm gestreute geistliche Same in Leidens- und Sterbensnoth oft so herrlich aufgegangen ist. Schwester Margarethe war an Gaben und Wirksamkeit keine hervorragende, keine glänzende Erscheinung, aber in ihrem Leiden und Sterben ist ein stilles erquickendes Licht von ihr ausgegangen, das uns zeigte, wie Jesus und Sein verborgenes Thun in ihr groß und herrlich geworden war.

Schwester Margarethe, die Tochter des weiland

Johann Conrad Schalkhäuser, Gastwirthes zu Wendelstein und seiner Ehefrau Katharina Barbara, ist am 25. Juli 1839 geboren und empfing am 30. Juli das Sakrament der heiligen Taufe. Ihre Pathin war Anna Margarethe Meyer, die Ehefrau des Bauern Johann Leonhard Meyer von Raubersrieth. Sie war von fünf Kindern das jüngste, und rühmt in ihrem seinerzeit hier eingereichten Lebenslauf, daß ihre Mutter mit großer Treue sich ihrer Kinder angenommen und dieselben zu Gottesfurcht und emsigem Fleiß angehalten habe. Ihren Vater verlor sie in ihrem 13., die Mutter in ihrem 16. Lebensjahre. Sie rühmt den Segen, den ihr der Confirmationsunterricht des Herrn Vicarius Westermaier gebracht habe, und wir, die wir von dem feinen Geiste Zeugniß geben können, mit welchem sie Geistliches hin- und aufnehmen konnte, können begreifen, wie ein guter Unterricht in Gottes Wort in ihr muß gehaftet haben. Als Doppelwaise lebte sie, wie sie selbst schreibt, mit zweien ihrer Geschwister in „viel Müheligkeit und Arbeit, aber friedlich und glücklich zusammen,“ und „lernte den treuen Vater der Wittwen und Waisen kennen.“ Sie führte den Haushalt, bis sich ihr Bruder im Jahre 1864 verehelichte. Unterdeß hatte ihr Gott in den Jahren 1861

und 1862 durch viel Kränklichkeit eine Zeit der Gnadenheimsuchung bereitet, in welcher sich ihre Erkenntnis von Christo vertiefte. Nachdem sie dann noch ein Jahr im Hause ihres verheiratheten Bruders geblieben, meldete sie sich, es war im Jahr 1865, zum Diakonissendienst und wurde am 1. October dieses Jahres als Schülerin hier aufgenommen. Der Diakonissenberufe, die man ihr übertrug, waren es sehr mannigfaltige. Die Krippe in Fürth, die Spitalküche daselbst, die Pflegeanstalt in Rempten, die Blödenanstalt dahier, das Rettungshaus zu Pölsingen, abermals die Blödenanstalt dahier, endlich die Pflegeanstalt zu Dettingen, das waren die Gebiete, auf denen sie in stiller Treue und bescheidenem Gehorsam arbeitete. Sie ist namentlich in den letzten drei Jahren viel umhergeworfen worden, hat aber nie einen Einwand gegen ihre Berufung gemacht. Es war ihre Art, stille und willig zu gehorchen und sich von Gottes Hand führen und von Gottes Herzen bestimmen zu lassen. Ihr Einsegnungstag war der St. Johannis-tag des Jahres 1869.

Mit ihrer Thätigkeit in der Pflegeanstalt zu Dettingen beschloß sie ihre treue Diakonissenarbeit und begann ihre Leiden schule, in welcher sie ebenso treu und gehorsam sich bewies, als in der Arbeit.

In Nürnberg, wohin sie zur Consultirung eines Arztes, dem sie viel vertraute, gereist war, wurde sie bettlägerig, und wurde im November 1874 hieher gebracht, von welcher Zeit an Schwachheit und Schmerzen in zunehmendem Maße ihr täglich Brod geworden sind. Nachdem sie die schweren, ja sauern Gedanken, welche wohl kaum einer Diaconissin, die nach 9 Jahren der Arbeit ins Siechthum geführt wird, erspart bleiben, wacker im Glauben überwunden hatte, gab ihr der gute Geist Gottes ein sanftes stilles Wesen voll Ergebung und heiliger Zufriedenheit. Die seelsorgerliche Aufgabe an ihr war eine doppelte: sie zur freudigen und sieghaften Gewißheit der Vergebung und Seligkeit zu führen und dann: sie stille zu machen in dem Willen Jesu. Beides gab ihr der Herr in reichem Maße. Es blieben wohl, was das erstere betrifft, geistliche Anfechtungen nicht aus, aber sie wurden immer rasch überwunden und trübten das liebliche Bild der unverzagten Freudigkeit des Glaubens nicht, welches wir an der Seligen wahrnahmen. Ihr Verhalten in Krankheits- und Sterbensnoth war ein so durchaus exemplarisches! Wie man in Leiden und Siechthum, den Blick aufs Ende, [machen müsse, das hatte man verkörpert vor sich an unserer treuen Schwester. Und wahrlich, es

war ihr nicht leicht gemacht, Geduld und Ergebung zu beweisen. Ihre Schwachheit war so groß, ihre Schmerzen so gar peinlich, ihr Durst so namenlos quälend. Aber nie hat sie geklagt und gejammert, und so sehr sie sich aufs Sterben freute, und je brünstiger ihr Verlangen nach dem Abscheiden wurde, so hat sie doch nie den treuen Herrn bestürmen wollen. Sein Wille sollte ganz an ihr geschehen, so wars ihre klarbewußte, heilige Absicht. In den letzten Tagen ihres schweren Leidens sagte sie einmal: „ich kann den lieben Gott nicht so bestürmen, Er weiß ja, was ich für Schmerzen habe und daß ichs nimmer lang aushalten kann, aber ich will auch nicht eher, als Er will, Er weiß schon, wenn ich nimmer kann.“ „Es geht abwärts, aber dennoch aufwärts,“ hat sie manchmal gesagt, und wenn die Schmerzen sich mehrten und der elende Zustand wuchs, so merkte man ihr die Freude an um deswillen, weil das Stündlein näher komme. Ihre heilige Ergebenheit und ihr stiller sanfter Muth prägte sich auch gegen ihre Umgebung aus. Sie war in ihrem Leiden und in den Bedürfnissen, welche sie als Leidende hatte, so gar nicht selbstsüchtig, sondern so voll zarter Rücksicht in rührendster Weise. Als sie merkte, daß ihr Wunsch, Weihnachten unter den Seligen des Him-

mels zu feiern, nicht in Erfüllung gehe, sagte sie zu der sie Pflegenden: „Es ist auch gut so — ich hätte Euch aufs Fest dann doch viel Umstände gemacht.“ Ein feiner fast humoristischer Sinn offenbarte sich an ihr. Als man am vorletzten Abend vor ihrem Tode, nachdem der Seelsorger an demselben sie zweimal besucht hatte, ihr sagte, man wolle ihn, weil er es so angeordnet, auch in der Nacht rufen, wenns zum Ende sich mit ihr neigen sollte, meinte sie: „Daß ist ja gar nicht nöthig, meint ihr denn, ich sei so leichtsinnig, daß ich so geschwind wieder vergäße, was mir diesen Abend gesagt wurde?“ Der Seelsorger kam aber doch und erquickte sich an diesem sittigen, friedlichen stillen Bild einer sterbenden Jungfrau. So möchtest du auch sterben dürfen — das kam einem oft in den Sinn! „Mit Fried und Freud ich fahr dahin, in Gottes Willen. Getrost ist mir mein Herz und Sinn, sanft und stille, wie Gott mir verheissen hat, der Tod ist mein Schlaf worden.“ Aus diesem Ton giengs bei Margarethens Scheiden. Im Glauben, Gott ergeben! Ihren Taufglauben hat sie besonders gern im Credo apost. auf ihrem Sterbebett gebetet. Am Morgen ihres Sterbetages sang man ihr auf ihren Wunsch das Lied: „Auf meinen lieben Gott trau ich in Angst und Noth.“ — Stillter, immer

stillter wurde es in ihr, und Abends zwischen 5 und 6 Uhr ohne merkllichen Todeskampf ist sie wie ein Kind auf Mutter Schooß eingeschlafen zum ewigen Leben. Es war am 30. Dezember. Wie sie es selbst angeordnet hatte, sang man dann im Vetsaal das Lied: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt,“ und was sie noch angeordnet, das will ich jetzt ausrichten: sie hat bestimmt, daß ich an diesem Orte den Schwestern und ihren Pflegerinnen herzlichen Dank sagen solle für alle treue Liebe, die sie ihr erwiesen haben. — Als man uns sagte, Schwester Margarethe hat so eben vollendet, da giengs wie ein freudiges Gott sei Dank durch unsere Seelen. Ach ja, wir gönnens unserer Schwester, nach solch unsäglichem Leiden daheim sein zu dürfen bei unserm HErrn, und doch vermischen wir sie. Solch stille ergebene sanftmüthige Seelen thun einer Genossenschaft gar wohl und bilden eine verborgene Macht in ihr, die größer ist, als mans glauben sollte. In der letzten Nacht vor ihrem Tode trug ich der seligen Schwester auf, den Heiland anbetend von uns zu grüßen und ihn zu bitten, er wolle Geduld mit unserer armen Genossenschaft haben und uns nicht wegwerfen, wie wirs verdient hätten. „Ach ja,“ sagte sie, „das will ich thun, da droben denkt man an Vieles, woran man

hier nicht denkt, dort wird von Vielen die Rede sein, wovon wir hier keine Ahnung haben!" Dort wird die vollendete Tochter auch ihren seligen Vater Löhle grüßen, von dem sie viel Gutes empfangen hat und dessen Same in ihr zu einer so lieblichen Frucht gediehen ist.

Die Ordnung ihres kleinen Nachlasses bot der damit beschäftigten Schwester das rührende und ehrwürdige Bild großer diakonissenwürdiger Armut. Auch nicht ein Stück, welches luxusartig gewesen wäre, oder blos dem Schmuck des Leibes gedient hätte, fand sich im Eigenthum der bedürfnislosen Magd vor.

Margarethe ruhe in Frieden,
das ewige Licht leuchte ihr!

23.

Schwester Marie Karl.

† 23. Februar 1876.

Am Mittwoch nach Sexagesimä waren wir im Abendgottesdienst bis zum Hymnus gekommen, als man mich eilends ans Sterbelager unserer Schwester Marie Karl rief. Sie lag in den letzten Zügen, aber noch konnte ich ihr drei süße Gottesworte vom Todesüberwinder und vom ewigen Leben zurußen und

ihre Seele einsegnen zur Heimsfahrt. Zu Anfang der Einsegnung nahm ihr Antlitz die wohlbekanntenen Züge an, die ein Ausdruck der tiefen Bitterkeit des Todes sind, unter dem Amen aber war das Angesicht voll Ruhe geworden und als ich noch die Worte hinzufügte: der Herr ist dein Hirte, dir wird nichts mangeln, da that Schwester Marie den letzten Athemzug. Die Engel Gottes entführten die Seele zur ewigen Ruhe und in ihrem Sterbekämmerlein im Magdalenium wurde es feierlich still. Wir dankten Gott und beteten um eine selige Nachfahrt. Im Betssaale hatte man gerade den Vers zu Ende gesungen:

Weil du vom Tod erstanden bist,
 Wird ich im Grab nicht bleiben,
 Mein höchster Trost Dein Auffahrt ist,
 Todsfurcht kann sie vertreiben,
 Denn wo Du bist, da komm ich hin,
 Daß ich stets bei Dir leb und bin,
 Drum fahr ich hin mit Freuden.

Nun haben wir heute Mittag ihren Leib in Gottes Acker gelegt und wollen jetzt ein Wort des Gedächtnisses an die Entschlafene vernehmen.

In Wittelschhofen bei Dinkelsbühl war unsere Schwester am 19. Januar 1841 geboren und zwei Tage darauf im Sacrament der h. Taufe wiederge-

boren worden. Maria Barbara Graf von Beyerberg war ihre Pathin. Der Vater war der Schuhmachermeister Johann Georg Karl zu Wittelslhofen, die Mutter Maria Barbara, eine geborne Munninger. In ärmlichen Verhältnissen wuchs das Kind empor; ihre geistigen Gaben waren gering, aber ihre Seele war empfänglich für den guten Hirten ihres Lebens. Ein Fußübel machte es ihr unmöglich, nach ihrer Confirmation einen Dienst anzunehmen und da die Eltern nicht im Stande waren, für ihr Kind hinreichend zu sorgen, so war Gefahr und Versuchung für dasselbe genug vorhanden. Aber der Seelsorger, der sich des Kindes annahm und ihre Aufnahme in unsere Anstalt vermittelte, gab ihr das schöne Zeugnis: „daß der Religionsunterricht in dem Kinde bisher eine heilsame Kraft behalten und in der Bescheidenheit, Redlichkeit, Dankbarkeit, Folgsamkeit liebliche Früchte getragen habe.“ Um Marie ihrer jammervollen Lage zu entreißen, wurde sie in ihrem 14. Lebensjahre hier aufgenommen und kam als ein krankes Kind, im Gehen durch eine Krücke unterstützt, hier an. Wer hätte damals denken mögen, daß aus diesem Kinde noch eine treue Diakonissin werden sollte? — Nachdem Marie einigermaßen hergestellt und gekräftigt war, verwendete man sie zu allerlei

Arbeiten und Hilfeleistungen, gab ihr auch Gelegenheit, am Unterricht nach ihrem Maß theil zu nehmen. Ein Jahr darauf trat sie in den Dienst der in N.-Dettelsau wohnhaften Fräulein Sophie von Lucher und noch ein Jahr später kam sie in die Küche des Diakonissenhauses. Schwer war zuweilen ihre Arbeit, zumal es in jenen Anfangszuständen unsers Hauses an so manchen Erleichterungen fehlte, deren wir uns jetzt in reichem Maße erfreuen dürfen. Erinnerungen an jene schweren Zeiten bildeten manchesmal den Gegenstand der Erzählungen der nachherigen Diaconissin. Die erste Hälfte des Jahres 1858 brachte für Marie wieder viel Kränklichkeit und Schwachheit; da aber mit dem Herbst des genannten Jahres ihre Kräfte sich mehrten und sie sich sichtlich erholte, wagte man es, sie unter die Zahl der Probeschwestern aufzunehmen. Von der Tüchtigkeit und Redlichkeit ihrer christlichen Gesinnung war man ohnehin überzeugt. Als Probeschwester arbeitete die Entschlafene in der Schneiderei, dann in der Waschküche unseres Hauses und übernahm vom Herbst 1859 bis Ende 1865 einen Beruf in der Krippe zu Nürnberg. Nachdem sie dann noch 2 $\frac{1}{2}$ Jahre lang in der Hospitalküche zu Rempten gearbeitet hatte, war sie genöthigt, da ihr körperliches Leiden sich wieder einstellte, ins Mutter-

haus zurückzukehren. Sie hat seitdem Neuendettelsau nicht mehr verlassen. Am St. Johannis des Täufers Tag 1869 wurde sie eingesegnet, half während der Kriegszeit 1870 im Magdalenium aus, wo sie kurze Zeit die in Frankreich abwesende Oberschwester vertreten mußte, pflegte auch einen am Typhus erkrankten Soldaten im hiesigen Spital und mußte darauf mit Eintritt des Jahres 1871 selbst wieder auf längere Zeit als Kranke im Siechensaal sich pflegen lassen. Doch gab ihr der Herr noch einmal eine Zeit treuer Arbeit und pünktlicher Thätigkeit. Sie dirimirte vom April 1872 an unsere ins Magdalenium verlegte Schneiderei und erwarb sich in diesem Beruf die Zufriedenheit Aller. Sie war eine feine, sorgfältige und treue Arbeiterin. In diesem Berufe durfte sie, als in ihrem letzten, bleiben bis zum Charfreitag des Jahres 1875. Da war es ihr noch ein großes Anliegen, die Gewänder unserer Confirmandinnen selbst zu vollenden, aber der Herr wollte es anders. Am Tage, da wir das Sterben Jesu begingen, bezog sie ihr Krankenstüblein im Magdalenium; da wollte ihr der treue Heiland aus Leidensfäden und Friedensgedanken ein Kleid weben, in welchem sie vor Ihm sollte erscheinen dürfen, schön geschmückt und köstlich angethan.

Die Verhältnisse, in welchen Schwester Marie heranwuchs, waren nicht dazu angethan, ihrem Gemüth einen freudigen, heiteren Grundton zu geben. Etwas in sich Gefehrtes, Abgeschlossenes, Ernstes hat sie behalten bis zu der Zeit, wo der Heiland in der Trübsal auch das, was in diesem Zuge nicht bleiben durfte, hinwegschmolz. Ich habe sie auf ihrem Krankenslager gar manchmal tief heiter gesehen. Im Jahre 1873 war es, wo das in sich gefehrte Wesen unserer lieben Schwester, verbunden mit einer, ihrem Ursprunge nach vielleicht unverstandenen Traurigkeit einen Höhenpunkt erreichte, der ein seelsorgerliches Halt gebot. Ich lernte damals die liebe Schwester kennen als eine Seele, die freundlichem herzlichem Annahen sich willig öffnete und in Folge davon auch wahrhaftig bessern konnte, was zu bessern war. Mit aufrichtigem Schmerze gedachte sie später dieser trüben Zeit, so oft sie ihr in die Erinnerung kam. Es war unserer Entschlafenen innerlich nicht so leicht wie ihrer Leidensgenossin, unserer Ende des vergangenen Jahres verstorbenen Schwester Margarethe, sich ins Leiden zu schicken. Ihr Kampf war ein schwerer. Die Geduld und Ergebung mußte sie sich nach und nach erringen. Gott gab sie ihr und je tiefer sie in Schwachheit und Glend und in die

mannigfaltigen äußeren und inneren Beschwerden, welche die Schwindsucht im Gefolge hat, eingeführt wurde, desto stiller und getroster, ja desto sterbensfreudiger wurde die treue Magd Gottes. Lebenshoffnungen durchzogen sie zwar bis in die Adventszeit des abgelaufenen Jahres. Als ich ihr aber, es war kurz vor dem hl. Weihnachtsfest, über ihren Leidenszustand volle Klarheit zu geben für Pflicht hielt, da ergab sie sich wacker, wenn auch unter vielen Thränen und war von da ab gar nicht mehr von den Täuschungen über sich selbst geplagt, wie Schwindsüchtige pflegen. Klar und fest gieng sie ihrem Ziel entgegen, und je näher sie ihm kam, desto brünstiger wurde ihr Sehnen nach der Heimath, desto freudiger ihre Gedanken nach der Ewigkeit. Ihr war es im Glauben ganz gewiß, daß der Heiland ihr Theil und Trost sei. Als eine Schwester ihr, wie sie täglich pflegte, aus Gofners Schatzkästlein las und der treffende Tag einen Vers brachte, der vom Verschmachten der Seele handelte, sagte die Selige: „Der paßt freilich nicht auf mich, denn meine Seele wird nicht verschmachten, ich habe ja meinen Heiland bei mir.“ Was mir aber so manchemal eine besondere Erquickung an dieser Leidenden bot, das war ihre tiefe Andacht beim seelsorgerlichen Gebet und beim

Empfang des heiligen Sakraments, welches sie in ihrer Krankheit sich fleißig hat reichen lassen. Ihr Blick, ihre Haltung, ihr Ausdruck waren dann ganz Andacht. Es war ihr eine besondere Gabe der Andacht, die Concentration des Herzens auf den Gekreuzigten verliehen. Und wenn ich malen könnte und sollte eine Jungfrau malen, die in den Anblick Jesu versunken ist, so würde ich Schwester Mariens Angesicht zum Typus nehmen im Augenblick nach dem Empfang der Allerheiligsten. Und wenn sonst die schwache, von Athmungsnoth geplagte Jungfrau kaum lächeln konnte, — wenn aber das dreimal heilig beim Sakrament erklang, da bebte ihre Stimme so laut und ihr Mund lobte mit Kraft inbrünstiger Andacht, den ihre Seele zur Speise begehrte. So erquickt bei Krankencommunien bin ich selten gewesen, als bei unserer entschlafenen Schwester. Sechs Tage vor ihrem Tode empfing sie zum letztenmale des Herrn Leib und Blut und es war ihr dabei ganz gewiß, daß dies ihre letzte Sakramentsfeier auf Erden sei. Sie hat dann noch redlich sich zum Scheiden bereitet. Zwei volle Tage hat sie, vor Gott beichtend, ihr Leben von Kindesbeinen auf einer Prüfung unterworfen, und dann war nur der Seufzer noch übrig: „Komme bald, Herr Jesu!“ Drei Stunden vor

dem letzten Kampf am vorigen Mittwoch erbat sie sich noch von einer Schwester die Vorlesung des Verses:

Ich schlafe ganz vergnüget,
 Denn wo mein Herze lieget,
 Da ist der Engel Heer.
 Mich stört kein Weltgetümmel;
 Es träumt mir nur vom Himmel,
 Ach wer doch nur bald droben wär!

Als wir dann zum Abendgottesdienst giengen, trug sie noch einer Hausgenossin auf, in demselben für sie zu bitten, daß sie bald einen schönen Sonntag feiern dürfe. Gleich darauf trat ein Ersticken-Anfall ein und als derselbe vorüber war, merkte die Schwester, die ihr beistand, daß es zum Ende gehen werde. Sie betete: Christe, du Lamm Gottes, und die Sterbende sagte auf den ersten und letzten Vers des Agnus ein lautes Ja. Dann löste der inzwischen herzugeeilte Seelsorger das Gebet der Schwester ab und der Herr erfüllte den Wunsch, den die Selige wenige Tage vorher ausgesprochen: Sie möchte gern unter der Einsegnung von hinnen scheiden. So wurde es, und nun ist das irdische Leben der Schwester zum Ziel gekommen. — Das arme, an einer Krücke zu uns gekommene kranke Kind ist nun reich und

seiner ewigen Genesung froh, nachdem seine mühevoll-
Arbeit im Thun und Leiden zum Ziel gekommen war.
Es ist was wunderbares uns Christenleben!

Marie ruhe im Frieden,
das ewige Licht leuchte ihr!

24.

Schwester Kunigunde Fischer.

† 26. September 1876.

Heute vor 8 Tagen entschlief im Frieden Gottes unsere liebe getreue Schwester Kunigunde, und wir erfüllen die Pflicht dankbarer Liebe, wenn wir in dieser Stunde ihres Lebens, ihrer Arbeit und ihres letzten Kampfes vor Gott gedenken. „Siehe, um Trost war mir sehr bange, aber Du hast Dich meiner Seele herzlich angenommen.“ Damit ist der Eindruck, den ihr Kranken- und Sterbebett machte, ausgesprochen. Ihr Sterben war ein Sieg der Gnade unsers Herrn, ihr Ausgang geschah im tiefen Frieden.

Kunigunde war die Tochter des verstorbenen Bauern Johann Adam Wolfgang Fischer zu Lehen bei Bindlach, und der Barbara einer geborenen Beckel und erblickte das Licht dieser unteren Welt am 4. März

1846. Drei Tage nach der Geburt wurde sie von ihrem frommen Vater zur heiligen Taufe gebracht und der treue Heiland, der sie darin zu Seinem Eigenthum angenommen, hat sie durch ihr Leben hindurch getragen und aus Gnaden etwas aus ihr gemacht zum Preise Seiner Herrlichkeit. Kunigunde Fischer, eine geborene Seeser, ist ihre Taufpáthín gewesen. Nach der Confirmation, welche sie durch den verstorbenen Pfarrer Brater in der Pfarrkirche zu Bindlach am 19. Juni 1859 empfing, blieb sie im elterlichen Hause und stand unter der christlich strengen Zucht eines frommen Vaters und der Leitung einer gottesfürchtigen Mutter. Vor schweren äußeren Verletzungen der Gebote Gottes hat sie der gute Geist des Herrn in Gnaden bewahrt, aber es wohnte ihrem Herzen ein starker Zug inne nach der Freude der Welt und nach den Stätten, wo solche im Schwang gehen. Viel innere Noth und Strafe des hl. Geistes erwuchs ihr hieraus, aber zur reinlichen Ueberwindung kam es erst, als im Herbst 1869 nach einem Abendmahlsgang ganz plötzlich und unvermittelt der Gedanke in ihre Seele fiel: „Du mußt nach Dettelsau und die Diakonissenschule durchmachen, da wird alles gut werden!“ Sie verarbeitete diesen Gedanken erst innerlich unter viel Widersprch ihres Fleisches und Blutes

und offenbarte sich dann den Eltern, welche ihrerseits mit Freuden der Tochter den Segen zu ihrem Vorhaben spendeten. So kam sie hieher und besuchte die blaue Schule vom 1. April bis 8. August 1870, leider zu kurz, wie so manche, welche die liebe Diakonissennoth so früh aus der Stille des Lernens in den Drang der Arbeit stößt. Dies war auch mit der Grund ihrer besonders großen Freude, als sie nach 2 $\frac{1}{3}$ jähriger treuer Erstlingsarbeit im Kinderhospital zu Nürnberg nach Dettelsau zurückversetzt wurde um daselbst in der Blödenanstalt als Pflegerin der am schwersten zu behandelnden Elenden zu dienen. Ihr angebornes Phlegma bedurfte manches Antriebs, aber ihre Oberschwester, unter welcher sie 2 $\frac{1}{2}$ Jahre arbeitete, gibt ihr das Zeugnis, „daß sie sichtlich kämpfte und daß ein Fortschritt zu größerer beruflicher Tüchtigkeit unverkennbar gewesen sei.“ Sie hatte ein zartes Gemüth und ihre feinsühlende Seele empfand jeden Tadel tief und ließ ihn sich zum wirklichen Antriebe dienen. Sichtlich arbeitete sie an sich und ihr Wachsthum und Reifen in äußerer Tüchtigkeit gieng mit der treuen Pflege ihres inneren Lebens zusammen, oder war vielmehr die Folge derselben. Mit großem Eifer arbeitete sie auch an der Vervollkommnung ihrer mangelhaften Schulkennntnisse und

wenn ihr hierin eine Aufgabe gestellt wurde, so konnte sie in ihrem Eifer darüber oft die Nachtruhe nicht mehr finden, so daß ihr Einhalt geboten werden mußte. Da sie zu den strebsamen Probeschwestern gehörte, so war ihr die Versetzung aus der Blödenanstalt in das größere Krankenhaus nach Fürth im Herbst 1875 ein erwünschter Wechsel; der Beruf der Krankenpflege daselbst wurde ihr auch von Herzen lieb und theuer, aber ihr ganzes Sehnen gieng doch immer zurück nach Dettelsau und noch kurz vor ihrem Tode sprach sie den Wunsch aus, in den projectirten Neubau am Blödenhause einmal verwendet zu werden. Nach Gottes Rath aber sollte in Fürth ihre letzte Arbeit geschehen und sie mitten aus der Arbeit zur ewigen Ruhe gerufen werden. Kaum ein Jahr ist sie in Fürth thätig gewesen, aber sie hat in dieser Zeit durch Treue, Sorgfalt und große Gewissenhaftigkeit geleuchtet. Ihren Kranken hat sie mit viel Geduld und mit freundlicher Liebe gedient und durfte viel Dank und Anhänglichkeit der Elenden erndten. In der Gemeinschaft der mit ihr arbeitenden Schwestern war sie ein wohlthundes Element, weil Ruhe und Bescheidenheit sie zierten. Ihre Oberschwester aus Fürth schreibt mir aus der Zeit des Krankenlagers: „Meinem Herzen thuts arg wehe, daß Kunigunde

so krank da liegt, sie ist so fromm und brav und eine einfältige treue Magd ihres Herrn und Heilandes. Daß sie hier noch krank wurde und ich sie pflegen darf, dafür bin ich dankbar. Sie läßt Sie grüßen und um Ihre Fürbitte bitten!" Und kurz nach dem eingetretenen Tode schrieb dieselbe Schwester: „Nun Kunigunde nicht mehr da ist, ist es mir, als wäre ein großes Stück Friede von uns genommen. Ich mußte in der letzten Zeit mich oft mit ihr in Gedanken beschäftigen und dachte manchenmal: wie kann und macht man das, daß man alles so ruhig hin- nimmt?“ Ja, das ist unser Eindruck von diesem nun abgeschlossenen Leben, daß die Gnade Gottes aus diesem Menschenkinde etwas gemacht hat. Kunigunde ist etwas geworden, äußerlich und innerlich und Gottes Arbeit an ihr ist nicht vergeblich gewesen. Das schönste aber ist aus ihr geworden unter der Gottesarbeit der Läuterung im heißen Ofen kurzer aber tiefer Trübsal: eine Ueberwinderin, die Glauben gehalten und einen guten Kampf gekämpft hat.

Vielleicht trug ihr die Pflege einer Typhus- kranken, die drei Wochen vor ihr gestorben war, den Keim zur eigenen Krankheit ein. Sie schleppte sich schon 14 Tage, vordem sie sich niederlegte, mühsam umher, aber sie ergab sich nicht. Sie diente mit be-

reits krankem Leibe noch ihren Pflinglingen, und wenn man sie hat, doch ein Ende zu machen, sagte sie: „es geht noch ganz gut, ich sage es gewis, wenn es mir zu schwer wird.“ Acht Tage vor dem Abscheiden sagte sie mit Thränen: „ich will mich nun ergeben, weil es Gottes Wille ist.“ Aber in dieser Ergebung lag für sie zugleich die Gewißheit, daß sie nicht mehr genesen, sondern dem Tode entgegengehen werde. Vom Wiederaufkommen hat sie fast nie geredet, aber um so treulicher hat sie sich aufs letzte Stündlein bereitet, wobei es eine Freundlichkeit Gottes war, daß in allen Stadien der rasch verlaufenden Krankheit ihr Geist fast immer frei und klar sein durfte. Am dritten Tage, nachdem sie sich niedergelegt, konnte ich, eine Berufsreise unterbrechend, auf eine Stunde an ihrem Krankenlager weilen. Sie hatte herzlich nach mir begehrt und kaufte die kurze Stunde für ihr Seelenheil treulich aus. Es ist ein tieferbaulich Ding, einem dem Tode entgegengehenden Christenmenschen eine Generalbeichte abzunehmen. Kunigunde hat in feierlichem Tone, mit erhobener Stimme durchs Fieber etwas hastig, gebeichtet, mit klarem Geiste sich selber richtend und vor Gott tief demüthigend. Sie sprach fast eine halbe Stunde ohne Unterbrechung, dann sank sie matt ins Kissen zurück.

Ich konnte sie trösten, der Vergebungsgnade versichern und mit aller Freudigkeit und Gewißheit absolviren. Ich mußte dann wegeilen, aber der böse Feind machte sich herzu und durfte sie anfechten und in dunkle Tiefen führen. Namenlose Angst und Qual kam über sie. Gottes Verheißungen und Gebet half immer nur auf kurze Zeit. „Legt mir ein Crucifix auf mein Herz“, sagte sie in der Nacht von Donnerstag auf Freitag, „damit der böse Feind eher von mir weicht.“ Alle Gnade sagte er ihr ab, sie aber rief zum HErrn: „o HErr, ich will ja nur Schächersgnade, verstoße mich nur nicht ganz, ich will ja gern in den hintersten Winkel gehen.“ Sie hatte das heilige Sakrament begehrt und als der treue Beichtvater der Fürther Schwestern es ihr am Freitag Morgen reichen wollte, hatte auch dahinein der Feind seine Pfeile gerichtet. Kunigunde that wackeren Widerstand und auf die Burede des Beichtvaters empfing sie den hl. Leib und das Blut JESU mit großer Andacht, aber es dauerte nicht lange, so stürmten die Anfechtungen mit größerer Macht auf sie herein. Als in der Nacht vom Freitag auf Samstag der Feind weichen mußte und ihre Seele den Frieden der Absolution fest fassen konnte, sagte sie im Rückblick auf die durchgemachten Schrecken: „es war schrecklich, ich kanns gar nicht

ausprechen, ich habe alle Abgründe der Hölle gesehen.“ — Um so süßer war ihr dann der Friede, den der Heiland ihr schenkte, nach erduldeter Anfechtung. „Es wird doch nicht Leichtsinns sein?“ fragte sie die umstehenden Schwestern. Nun war ihr Gebet, Gottes Wort und der Kirche Lied eine große Freude. „Sage mir nur immer Sprüche vor,“ rief sie zu ihrer Oberschwester, „mir wollen vor großer Schwäche gar keine einfallen.“ Als sie einen Spruch von der Herrlichkeit des ewigen Lebens hörte, betete sie: „Ach lieber Herr Jesu, laß mich diese Herrlichkeit doch ein klein bisle sehen!“ In solchem stillen Frieden traf ich die fromme Schwester, als ich am Montag Abend zum andern mal nach Fürth eilte, sie zu besuchen. Ich blieb bis Dienstag um 10 Uhr und freute mich, daß ihr Geist, so groß auch die Schwäche des Leibes in Folge des überaus heftigen Fiebers war, doch ununterbrochen bei Bewußtsein war. Als ich am genannten Abend zu ihr trat, sprach sie: „ach Sie kommen ja noch in später Nacht zu mir!“ ich antwortete: „die Nacht ist wie der Tag und Finsternis ist wie das Licht bei den Kindern Gottes.“ „Ja,“ sagte sie, „das hab ich reichlich erfahren.“ Sie hatte dann meist das Auge geschlossen vor großer Schwäche, so oft man aber ihren Namen rief, ihr

ein tröstlich Wort vorsagte, schlug sie groß die Augen auf, betete laut mit oder sagte Amen zu dem Gebeteten. Als ich sie am Dienstag verließ, konnte man wohl voraussehen, daß dieser Tag ihr letzter sein würde. „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“ murmelte sie auch am Dienstag einmal vor sich hin. Ungefähr eine Stunde vor dem Verschenden fieng sie laut an zu sprechen: „Unser HERR JESUS CHRISTUS, in der Nacht, da Er verrathen ward, nahm Er das Brod“ — sie bekannte ihren Sacramentsglauben, brachte aber die Worte nicht völlig hinaus. Das war das Letzte, was sie vernehmlich redete. Ist das nicht ein schöner Schluß des Lebens einer Dettelsauer Tochter? Um 7 Uhr am Dienstag entschlief die treue Magd unter der Einsegnung des Herrn Pfarrers Stirner, der sie auch zu Grab geleitet hat auf den Gottesacker der Auferstehungskirche in Fürth. Eine leibliche Schwester und ein Bruder, endlich auch noch die Mutter der Seligen, — der Vater war ihr vor $\frac{3}{4}$ Jahren schon in die Ewigkeit vorangegangen, — waren Zeugen ihres Sterbens gewesen. Die fromme Mutter, die an dieser Tochter mit besonderer Liebe hieng, war tief gebeugt, aber doch wunderbar gestärkt, und die Freude am Sieg ihres Kindes, das sein Leben im Diaconissen-

dienst Gott opfern durfte, erhob die Mutter zu der schönen Verheißung: sie habe noch mehr Töchter und wolle für ihre Kunigunde einen Ersatz senden.

Am Donnerstag den 28. September trug man die Leiche zu Grabe. 34 Schwestern waren in Fürth zusammengekommen, den Leib der entschlafenen Dienerin Jesu zur Ruhe zu begleiten. Viele herzliche Theilnahme im Krankenhause bei seinen Aerzten und Vorständen wurde bethätigt. Man schätzte und liebte die schlichte fromme Schwester, die ein Opfer ihres Berufes geworden war.

Vor uns liegt nun dies Leben abgeschlossen. Der Abschluß befriedigt so ganz, weil alles so klar und schlicht anzuschauen ist. Ein Landkind will der Welt, zu der es gezogen wird, entgehen. Es kommt mit dem Segen frommer Eltern in die Diakonissengemeinschaft und der gute Geist des Herrn fördert Sein Kind auf eine schöne Stufe, äußerlich auf die einer tüchtigen treuen und barmherzigen Krankenpflegerin, innerlich zur bewußten Aneignung der Vergabungsgnade durch Kampf und Anfechtung hindurch. Als der Herr sie zu dieser Höhe geführt hatte, nahm Er sie schnell heim, nach kurzer Arbeit zur seligen Ruhe. Gerade ein Jahr vor ihrem letzten Erkranken wurde Kunigunde zur Diakonissin eingesegnet. Der

Sonntag vor dem Tage, an welchem sie sich niederlegte, war der Jahrestag ihrer Einsegnung. Sie feierte ihn durch Empfang des Sacraments in der Auferstehungskirche zu Fürth. Sie hat ihren Schleier mit Ehren getragen. Hinfort ist ihr beigelegt die Krone der Gerechtigkeit.

Runigunde ruhe im Frieden,
das ewige Licht leuchte ihr!

25.

Schwester Anna Wild.

Am 14. Januar 1878 Abends kurz vor 7 Uhr entschlief im städtischen Krankenhaus zu Hof in Folge des Typhus unsere Schwester Anna Wild und wir erfüllen eine Pflicht der Gemeinschaft, wenn wir in dieser Stunde vor Gott ihrer, ihres Lebens, ihrer Arbeit, ihrer Leiden und ihres letzten Sieges gedenken.

Anna war als das erste Kind ihrer Eltern — ihr Vater war ein Zimmermann — am 4. Januar 1837 zu Dffenhausen, bei Hersbruck, geboren. Die Arbeit, in welcher sie als Kind schon ihren Eltern zur Hand gehen mußte, hinderte nicht, daß sie fleißig die Schule besuchte. Sie rühmt in ihrem Lebens-

lauf, den sie vor ihrem Eintritt bei uns überreichte, die Treue ihres Lehrers, eines ehrwürdigen Mannes, so wie die seelsorgerliche Treue und Sorgfalt, welche sie im Religions- und besonders im Confirmandenunterricht ihres Beichtvaters, des hochwürdigen Hrn. Pfarrers Meißner zu Offenhausen, erfahren durfte und daß diese an sie gewendete Treue nicht ohne Frucht geblieben, bestätigt ihr der obengenannte Beichtvater, der in dem ihr hieher mitgegebenen Zeugniß von ihr sagt: „daß sie sich bisher als eine christliche Jungfrau durch unverkennbare Liebe zu Gottes reinem Worte, durch rechten Gebrauch des heiligen Altarsacraments, durch ein von der Welt Thun und Treiben seit ihrer Confirmation zurückgezogenes Leben in sanftem stillem Geist und doch entschiedener furchtloser Kraft eines christlichen Charakters erwiesen habe.“ Sie preißt selbst die Gnade Gottes, die sie vor Eitelkeit und Lust der Welt bewahret habe, bezeugt aber auch die Erfahrung von der Angst eines erweckten Gewissens, die sie schon im 14. Lebensjahre gemacht und von der seligen Gewißheit der Vergebung, die sie auf anhaltendes Gebet aus Gnaden erlangt habe.

Der Eintritt einer Freundin in unser Diakonissenhaus regte sie an, denselben Weg zu erwählen. Die Eltern waren anfänglich gar nicht willig, ihr

ihre Zustimmung und ihren Segen zu diesem Vorhaben zu geben. Sie bat den Herrn, der Eltern Herz zu regieren und so geschah es denn, daß sie am 1. Mai 1860 als Diakonissenschülerin hier eintreten konnte. Ein volles Jahr durfte sie die Wohlthat der blauen Schule genießen. Da aber etwas ungesüßes und unbilliges an ihr war, gewann man nur sehr langsam die Zuversicht, sie unter die Probeschwestern einzureihen. Nachdem sie deshalb ein viertel Jahr in einer, unserer Diakonissenanstalt befreundeten Familie in Ansbach zum Dienst untergebracht war, verwendete man sie dann als dienende Schwester in unserem Diakonissenhause selbst und sendete sie darauf 2½ Jahr lang als Gehilfin an die Pflegeanstalt in Kempten. Am 1. September 1864 wurde sie Probeschwester und fand als solche bis zum 20. August 1867 Verwendung in der Pfründe des Hospitals zu Lindau. Ueberall, wo sie arbeitete, bewährte sie sich als eine unermüdblich fleißige und aufopfernde Dienerin, so daß man sie am 17. September 1867 zur Aussegnung berufen konnte. Sie wurde von den Vorständen ihres Mutterhauses dazu ausersuchen, die Thätigkeit an dem „Hause der Barmherzigkeit“ zu Sarata in Südrußland begründen und anbahnen zu helfen und reiste 6 Tage nach ihrer

Ausssegnung, mit den Schwestern Luise H. Emma W. und Johanna D. dahin ab. Im Mai 1869 wurde sie an die Pfründe-Anstalt des Herrn Pastors Bienemann in Odessa versetzt und Anfangs Juni 1874 ins Mutterhaus zurück berufen, von wo sie nach etlichen Wochen der Erholung, am 27. Juli 1874 als Pflegerin an das städtische Krankenhaus zu Hof entsendet ward: dies ist ihr letztes Arbeitsgebiet gewesen; dort hat sie der Herr vollendet und gerade in diese letzte Zeit und ganz besonders in die Tage ihrer letzten Krankheit und ihres Sterbens fällt das Hauptgewicht ihres Lebens.

Es ist für uns, die wir heute des Lebensganges unserer entschlafenen Schwester gedenken, völlig gerechtfertigt, wenn wir ihren Lauf bis zum Ende nur mehr nach seinen äußerlich hervortretenden Stationen, wie im Flug, dargestellt haben und bei ihrem Ende eingehender verweilen. Alle, mit denen sie je gearbeitet hat, geben ihr das Zeugnis, daß sie unermüdlich thätig, aufopfernd, und trotz einer rauhen Schale und ungefügen Form voll Hingabe an die Sache und Personen gewesen sei, denen sie zu dienen hatte. Arzt und Kranke des Spitals, in welchem sie zuletzt diente, erkannten das in vollem Maße an. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß in

ihrem Charakter und ihrer ganzen Art manche Hindernisse fürs Gemeinschaftsleben lagen. Manche Genossin hatte, mit mehr oder minder Recht, schwer an ihr zu tragen, aber gerade ihr Ende zeigt, wie Gottes Gnade rasch läutern kann, aber auch, daß Anna allemweg einen frommen Herzensgrund muß gehabt haben, denn das Ende eines Christen ist doch auch eine Frucht seines Lebens. Schon seit einigen Jahren war durch den Beginn eines Rückenmarkleidens der körperliche Zustand der Schwester Anna ein schwächlicher. In den letzten Monaten schritt das Leiden sichtlich vorwärts; sie trug es jedoch mit staunenswerther Geduld und in Gottes Willen ergeben und hielt bei aller Schwachheit, wie ein tapferer Soldat, auf ihrem Posten aus, bis sie nicht mehr konnte. Um die Weihnachtszeit stellten sich die Vorboten des Typhus ein, der ihrem Leben ein Ende machte. Bis zum vorletzten Tage des abgelaufenen Jahres schleppte sie sich hin und ließ es sich nicht nehmen, wenn auch mit der äußersten Anstrengung, ihren Kranken noch die nöthigsten Dienste zu leisten. Da verging ihr an dem letztgenannten Tage beim Abendgebet mit ihren Kranken plötzlich das Augenlicht. Zitternd und bebend verließ sie den Saal, voll Jammers darüber, daß sie mit ihren Kranken nun nicht mehr beten

könne. In äußerster Hinfälligkeit besorgte sie am folgenden Tage noch ihre Patienten, mußte sich aber am 1. Januar, obwohl widerstrebend, niederlegen, um nicht wieder aufzustehen. Der Typhus war mit allen seinen Zeichen erkennbar aufgetreten. Doch schien es, als solle er einen günstigen Verlauf nehmen, denn die Kranke fühlte sich verhältnismäßig wohl und meinte, sie könne kaum glauben, besonders krank zu sein, wenn man ihr nicht gesagt, woran sie leide. Sie bereitete sich aber im Stillen und bestellte alle ihre Dinge auf die Möglichkeit des Abscheidens. Am 5. Januar traf sie die Verfügung über ihren kleinen Nachlaß, setzte auch fest, daß am Tage ihres Begräbnisses ihren lieben Kranken eine Erquickung solle gereicht werden. Nachdem diese äußerlichen Dinge von ihr geordnet waren, faltete sie friedlich die Hände und betete: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid; damit will ich vor Gott besteh'n, wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n.“ Dann beehrte sie das hl. Sacrament und empfing es mit großer Andacht und Freude. Die folgenden Tage bis zum 12. Januar vergiengen dann ruhig und gleichmäßig und ohne besondere Gefahr. Am Abend dieses Tages trat aber dann eine Darm-entzündung ein, welche ihr die heftigsten Schmerzen

verursachte. „Mach's gnädig, o Herr!“ rief sie, wenn die Schmerzen tobten, und trat dann Linderung ein, so sprach sie dankbar: „ja, Du hast's gnädig gemacht; du bist gnädig!“ Zu der Leibesqual gesellte sich nun aber auch eine große Seelenangst. Der Feind trat an sie heran und suchte ihr die Gewißheit ihrer Seligkeit zu rauben. Sie kämpfte aber wacker im Glauben. Das Crucifix in der Hand haltend, hielt sie selbstprüfende Gespräche mit ihrem Heiland, bekannte und bereute alle ihre Sünden, beklagte ganz besonders ihren Undank gegen das theure Blut ihres Herrn, gegen seine Striemen und Wunden, gegen alle seine Wohlthaten. Sie legte ihre ganze Nichtigkeit zu des Heilands Füßen und ergriff Sein Verdienst im Glauben und fester Zuversicht. Als sie ihrer Sünden gedacht hatte, fügte sie kindlich hinzu: „Nicht wahr, lieber Heiland, das schadet mir alles nichts mehr? du hast dein Leben für mich in den Tod gegeben. Dein Blut, die schöne rothe Fluth, wäscht ab all meine Sünden.“ Sprüche und Trostlieder floßen von ihren Lippen, namentlich viel beschäftigte sie das köstliche Wort: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der Bornehmste bin.“ So

vergieng die Nacht und der Feind wich auf eine Weile; auch die leiblichen Schmerzen ließen nach. Der folgende Tag und ein Theil der Nacht verstrichen ruhig und stille. Um 2 Uhr aber in der Nacht begann der Seelenkampf auf's Neue und schien ihre Kräfte schier zu übersteigen. Fest und krampfhast klammerte sie sich an eine ihrer Mitschwestern an und bat, sie möge mit ihr beten und ringen helfen. „Hier der Abgrund, dort die Ewigkeit!“ so rief sie laut in graufiger Angst; aber sie drang durch und hielt dem Heiland Seine Verheißungen vor. Dann sagte sie wieder zu den umstehenden Schwestern: Morgen müßt ihr den ganzen Tag immerzu beten: „Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut.“ Sie fürchtete sich ängstlich, in jener Nacht einzuschlafen; „ich könnte darüber den Glauben, die Gnade verlieren!“ meinte sie. „Morgen will ich schlafen, nur jetzt nicht!“ Und als die Nacht ihr allzulange dauerte, rief sie: „Braucht man immer noch Licht? Macht die Vorhänge auf, laßt den Tag herein! Ich will den Tag sehen, den ewigen Tag, dem keine Nacht mehr folgt!“ Als dann der Morgen angebrochen war, schien es wirklich als wollte es besser mit ihrem Befinden werden. Aber ganz betrübt sagte sie: „es wird am Ende wieder nichts daraus und ich will

doch heim, ja heim!“ Es war nach Gottes Rath ihr Sterbetag, der 14. Januar, angebrochen. — Am Vormittag besuchte sie der Seelsorger des Krankenhauses, Herr Pfarrer Burger, betete über ihr und segnete sie. Um 1 Uhr empfing sie nochmals als letzte Wegzehrung, das hochwürdige Sakrament. Aber die Freude und Stille, die ihr durch diese himmlische Speise gegeben wurde, währte nicht lange. Der Feind machte den letzten Anlauf wider ihre Seele. Die Angst wurde unsäglich, ihre Sünden erschienen ihr riesengroß, das Angesicht des Gnädigen und Barmherzigen wurde ihr verhüllt. Sie begehrte, daß man ihr die Sterbelitanei bete und sprach sie selber vernehmlich mit. Die Schwestern hielten ihr die theuern Pfänder der Vergebung vor: Christi Leib und Blut, die sie soeben erst empfangen habe. Daran allein solle sie sich fest halten, davon nicht wanken; und wo die Sünde mächtig geworden, da sei doch die Gnade noch viel mächtiger. „Da ist die Gnade doch viel mächtiger“ — wiederholte sie bebend. Dann fiengen die Gedanken an, ihr zu entschwinden. Das beklagte sie mit ausgebreiteten Armen und großem Jammergeschrei: „Ich kann ja nichts mehr! was ist denn das? der heil. Geist hat mich verlassen!“ so rief sie ängstlich. Die Schwestern sagten ihr entgegen: „der heil. Geist hat

dich nicht verlassen. Er vertritt dich mit unaussprechlichem Seufzen!" da war sie hoch erfreut und wiederholte sich die gehörten Worte, wie sie denn auch andere köstliche Liebesworte, die ihre Genossinnen ihr vorsagten, sich immer wiederholte, als wollte sie dieselben tief hineindrücken in die trostbedürftige Seele. Sie faßte so die dargereichten, wohlbewährten Waffen der Kirche, um sie selbst zu führen wider den Feind ihrer Seligkeit. Als sie aber in Hast und Aufregung immer mehr hören und aufnehmen wollte, sagten ihr die Schwestern: sie solle sich jetzt ganz allein an den HErrn Jesum Christum, dessen Leib und Blut sie empfangen habe, anhalten, Ihn allein ansehen und nimmer aus dem Herzen lassen. Er allein könne ihr durchhelfen durch das dunkle Thal des Todes. „Ja," rief sie freudig, „ist das genug, dann schlafe ich ein wenig!" legte auch das müde Haupt in's Rißen und ruhete, wenn sie auch nicht schlafen konnte. Dann sangen ihr auf ihren Wunsch die Schwestern: „die Sünden sind vergeben, dies ist ein Wort zum Leben für den gequälten Geist; sie finds in Jesu Namen, in dem ist Ja und Amen, was Gott uns Sündern je verheißt." — Wieder wurde sie etwas unruhig, aber es war nur wie das ferne Grollen des überstandenen Sturmes. „Der HErr

ist nahe!" sprach sie zuweilen, und um 5 Uhr des Abends wurde sie ganz stille. Der Kampf war vollendet, der Sieg errungen. Gleich einer Ueberwinderin lag sie da, ruhig harrend der Ankunft ihres Herrn. Kurz, nachdem wir in Dettelsau im Abendgottesdienst zum letztenmal gemeinsam für sie gebetet hatten, entschlief sie im fernen Hof. Es war 5 Minuten vor 7 Uhr. —

Zum Begräbnis der sel. Schwester, welches vergangenen Mittwoch um 3 Uhr statt fand, hatte das Mutterhaus eine Diaconissin entsendet, von den in der Nähe Hof's stationirten Schwestern waren auch einige gekommen, so daß 7 Schwestern der Entschlafenen das Geleite zum Grabe geben konnten. Große Theilnahme bewies man in Hof und bekundete damit, wie hoch man verborgenen Dienst der Barmherzigkeit schätze. Viele Blumenspenden für Sarg und Grab der Seligen waren gesendet worden. Drei Herren vom Magistrat, der Arzt und viele Frauen hatten sich dem Leichenzuge angeschlossen und viele Leute umstanden trotz dem strömenden Regen das Grab der Diaconissin. Die Einsegnung vollzog Herr Pfarrer Burger in Hof. Man sang: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende und der genannte Geistliche sprach warme Worte des Gedächtnisses.

Fünfviertel Jahre sind vergangen seit der Tod das letzte Opfer aus unserer Schwesternschar forderte. Nun ist wieder ein Samenkorn in Gottes Acker gelegt auf den Tag der Ernte. Gott gebe uns Allen ein seliges Ende in Christo und mit unsern vorausgeeilten Brüdern und Schwestern eine fröhliche Auferstehung.

Zwei Gedanken möchte ich zum Schluß noch aussprechen:

1) Man kann über das Leben eines Christen ein wahrhaftiges Urtheil nicht fällen, wenn man sein Ende nicht kennt. Beim Ende findet sich durch Gottes Gnade vieles, was sich sonst nicht fand, es tritt so manches Röstliche hervor, was sonst schlummerte oder zurückgehalten war aus allerlei Gründen, die uns nicht bekannt sind. Dichtet nicht, liebe Schwestern, über einander, bevor ihr das Ende des Glaubens gesehen habt. Seid barmherzig gegen einander, wie der Herr barmherzig ist. Das Leben unserer Schwester Anna hat allemweg nicht geglänzt vor unseren Augen, aber ihr Ende ist herrlich gewesen und das beweist, daß auch in ihrem Leben wahrhaftig eine Kraft des Glaubens gewesen ist. Die Versuchung hat sie hervorgeholt aus der Tiefe ihrer Seele und nun stehen

wir und sagen Alle: Ach Gott, so laß mich auch überwinden zu Deinem Preiß.

2) Mir hat's das Herz erquick't zu sehen, wie treu und weislich die lieben Schwestern im Krankenhaus zu Hof ihrer sterbenden Genossin beigestanden und sie so lieblich getröstet haben mit dem Worte ihres Gottes. Das möge ihnen der Herr vergelten! Lebt doch im Leben den Liebesdienst der Zucht der Wahrheit aneinander in Sanftmuth und Geduld, damit ihr im Sterben das Amt des Trostes einander bieten könnt. Laßt uns, so lange wir miteinander wallen, nicht auf uns sehen, sondern auf den Herrn und in Geduld und Kraft der Liebe miteinander pilgern bis alle Hüllen fallen, alles Schiefe geebnet, alles Dunkel gelichtet wird von dem, der unseres Lebens und Sterbens einiger Heiland ist. Ihm sei Preiß für alles.

Anna aber ruhe im Frieden,
das ewige Licht leuchte ihr! Amen.

26.

Probenschwester Marie Rau.

+ 5. Februar 1879.

Als wir am einundzwanzigsten Januar des vorigen Jahres beim Gedächtnis unserer entschlafenen Schwester Anna Wild das Vater Unser für diejenige unter uns beteten, welche nun zunächst dahingehen würde, wer konnte da wissen, wer mochte ahnen, daß es ein so junges Blut sein werde, welches der Herr von uns nehmen wollte? Erst neunzehn Jahre hatte die Jungfrau vollendet, deren Gedächtnis wir in dieser Stunde ehren wollen.

Marie Rau war am 20. Januar 1860 zu Heßthal bei Schwäbisch-Hall geboren, wo sie auch bis in ihr 12. Jahr die Volksschule besuchte. Sie kam dann in die Industrieschule zu Hall und wurde dort nach empfangenem Unterricht confirmirt und zu Gottes Tisch zugelassen. Ihre Eltern zogen im Jahre 1874 nach Dinkelsbühl und nahmen die Tochter mit, welche an diesem neuen Wohnort die Fortbildungsschule mit Fleiß und guten Erfolg besuchte. Die Eltern hatten zur Erhaltung des Hausstandes mit viel Mühe und Noth zu kämpfen und Marie trug verständnisvoll

das Joch ihrer Jugend. Um ihren lieben Eltern eine Erleichterung zu verschaffen, trat sie im Herbst 1876 in die Zwirnerei zu Sontheim ein, während schon in ihrem Herzen der Gedanke, Diakonissin zu werden, eine Gestalt gewonnen hatte. Die genannte Zwirnerei und die darin beschäftigten Arbeiterinnen standen unter der Leitung dreier Diakonissen aus dem Stuttgarter Mutterhause und es erstaunt uns deshalb nicht, daß der Entschluß Mariens, dem Herrn im Werk der Diakonie zu dienen, während ihres Sonthheimer Aufenthalts, der 5 Monate währte, klarer und stärker wurde. Im April 1877 wurde sie zum Eintritt in unsere blaue Schule angemeldet von ihrem Lehrer Wolff in Dinkelsbühl, der sich dahin aussprach: „daß er dieses Mädchen nur empfehlen könne und der Anstalt in ihm ein würdiges Glied zuzuführen glaube.“ Sie selbst beschloß ihren kurzen schriftlichen Lebenslauf mit den einfältigen Worten: „so will ich mich denn nun dem Diakonissenberuf mit Leib und Seele widmen.“ Das hat sie auch gethan und wir haben nie Ursache gehabt, zu bereuen, sie in so jugendlichem Alter von 17 $\frac{1}{4}$ Jahren aufgenommen zu haben. Sie war reifer, als andere Altersgenossen. Mit Einwilligung der Eltern, welche auf diese ihre älteste Tochter besondere Stücke hielten,

trat sie am 4. Mai 1877 in unsere blaue Schule, wurde jedoch nach vierzehn Tagen zu praktischer Arbeit in unserm Hospital verwendet, wo sie nicht ganz ein Jahr mit stillem Fleiß und heiterm Muth gedient hat. Es war auf diese Weise bald erkennbar daß Mariens Begabung keine beschränkte, sondern eine in mehrfacher Beziehung schätzbare sei. Sie offenbarte einen strebsamen und bildsamen Geist, zeigte die Fähigkeit, sich leicht in allerlei, auch schwierige Verhältnisse zu finden, bewährte die Gabe, in besonnener, bestimmter Weise mit Menschen umzugehen und besonders die Gabe, Kindern das Herz abzugewinnen durch ihre heitere, einfache, Kinderseelen verstehende Weise. Es darf ihr auch nachgerühmt werden, daß sie ferne war von der niedrigen Hoffart, die bei jedem Tadel beleidigt, bei jeder Zurechtweisung empfindlich ist. Eine gleichmäßige Heiterkeit war die Grundstimmung ihrer Seele. Mit um so größerer Zuversicht reichten wir sie darum mit dem Beginn des Sommersemesters, am 1. April 1878, wieder in die blaue Schule ein und ihr munterer, bildsamer Geist machte sie zu einer tüchtigen Schülerin. Das Verständnis der Grundgedanken der Armuth, des Gehorsams, der Keuschheit und der Friedfertigkeit gieng ihr leicht ein und die Uebung derselben kostete

ihr keinen besondern Kampf und Mühe. Wer kindlich ist, faßt solche Dinge, als jedem Christen wohlgeziemend, mit Freuden. Leider dauerte für Marie der ununterbrochene Besuch der blauen Schule nur 3 Monate. Wir mußten eine junge, frische Kraft zur Führung der Kleinkinderschule der hiesigen Dorfgemeinde haben, und wem hätten wir diesen lieblichen Dienst zuversichtlicher anvertrauen mögen als ihr, der jungen Kinderfreundin, die es so schön verstand, mit Kindern ein Kind zu sein, ohne kindisch und läppisch zu werden? Am 4. Juli 1878 begann sie diese Thätigkeit und neues Leben kehrte sofort mit ihr in der Kleinkinderschule ein. Die Kleinen hiengen an ihr und hatten das Gefühl des Haltes wie an einer Mutter, sie überblickte die Schaar der 30—40 Kinder mit Sicherheit, wußte für jedes Rath und Beschäftigung und wäre sicherlich zu einem Vorbild auf diesem Gebiet der Diakonissenthätigkeit herangereift, wenn die Feindin so manches Erziehungsplanes unserer Schülerinnen, die bittere Notwendigkeit nämlich, sie nicht schon nach 9 Wochen auf ein anderes Übungsfeld berufen hätte. Sie wurde am 10. September mit einigen Genossinnen als Probenschwester eingekleidet und zur Hilfe den 3 Schwestern in der chirurgischen Klinik zu Erlangen beigegeben.

Auch hier bewährte sie ihre Gabe, leicht sich Neues anzueignen, mit heiterm Sinn und frischem Muth durch Arbeit und Mühe hindurch zu gehen. Die Aerzte und die Schwestern, unter welchen sie arbeitete, waren alle ihres Lobes voll, die Kranken hatten sie gerne. Sie war nicht bloß für diese, sondern auch für die Schwestern, denen ja gerade in einer chirurgischen Klinik täglich so viel Schweres vor Augen und in die Seele tritt, das erheiternde Element. Viel in stiller Freude vor sich hinsingend hat sie ihre Arbeit gethan, fleißig, pünktlich, unverdroßen. „Bist Du gerne hier auf deinem Posten gewesen?“ so hab ich sie kurz vor dem Sterben gefragt. „O wie gerne! — da haben sie immer gesagt und geschrieben: in der Klinik sei es so schwer: aber ich war von Anfang bis jetzt sehr gerne hier und möchte, wenn Gott es will, noch länger hier bleiben.“ Nicht ganz fünf Monate arbeitete sie, da traf sie die Hand des HErrn mit schweren Schlägen. Scharlach mit Dyphteritis, Gelenkentzündung und Lungenentzündung, das alles hat Marie innerhalb dreier Wochen zu bestehen gehabt, bis Blutvergiftung, Herz- und Genickkrampf ihrem jungen Leben ein Ende machten. Der Ofen war durch Gottes verborgene Weisheit stark geheizt, in welchem sie durchläutert und vollendet werden

solte. Und zu der Krankheitsfülle und Noth kam noch hinzu, daß sie wegen der Ansteckung aus dem Hauptgebäude der Klinik entfernt und in eine Baracke gebettet werden mußte. Keine ihrer Mitschwestern durfte sie sehen, eine Wärterin aus der Stadt verpflegte sie, bis das Mutterhaus ihr wieder, erst 3 Tage vor dem Tode, eine Schwester zur Hilfe senden konnte. Diese Vereinsamung war ihr manchemal schwer und betrübte ihr Gemüth. Am Montag vor dem Scheiden befiel sie ein Verzagen. Aber große Freude löste die Verzagtheit ab, als ich zu ihr eilen und mit meinem Amte ihr dienen durfte zur Bereitung auf ihr Ende. Ich werde es nicht vergessen, mit welch seliger Kindesfreude sie mir die Hände geküßt, als ich am Tage vor ihrem Tod an ihr Bette trat, darin sie, obwohl mit heftigem Fieber durchglüht, ruhig und sittig fast immer mit gefalteten Händen lag, die großen Augen mit merkwürdigem Ausdruck oft lange nach oben richtend. Ein Gefühl ruhiger Sicherheit durchzog sie, als mit ihr gehandelt wurde im Namen des HErrn. Ich nahm ihr die Beichte ab und es bewegte mich tief, als sie die gefalteten Hände wiederholt emporhaltend, mit großem Ernst sagte: „das liegt mir besonders am Herzen, daß mir meine lieben Eltern alles verzeihen, womit

ich sie betrübt habe.“ Ihre Eltern aber gaben ihr das Zeugnis, daß sie ein rechtschaffen Kind gewesen, an welchem sie sonderlich in schweren Zeiten in geistlichen Dingen Rath und Stütze gehabt. Mit herzlichem Dank und einfältigem Glauben empfing sie die Absolution und da es schier eine Stunde noch währte, bis alles zur Feier des Sacramentes gerichtet war, so konnten wir uns in geistlichem Gespräch ergehen, das mit Gebet und Gottes Wort unterbrochen wurde. Marie mußte, daß ihre Krankheit werde zum Tode sein und darum war denn auch der Tod und die selige Ewigkeit unserer Gespräche und Gebete Ziel und Inhalt. Was wir sonst schon an der Heimgegangenen kannten, ihre Heiterkeit und leichtes Fassungsvermögen — das trat mir in diesen Gesprächen wie verklärt entgegen. Führwahr sie hatte eine feine Seele und einen bildsamen Geist. Sie verstand so leicht, und jedes Gleichniß, des manchmal zum Gewand ernster Gedanken dienen mußte, war von ihr sofort gefaßt. Ihr heiterer Sinn, der sie auch an den Pforten des Todes nicht verließ, prägte unserer geistlichen Unterhaltung einen vergnügten Typus auf; ein scherzhaft geistlich Wort erquickte sie, und sie selbst ließ es an manchem gespaßigen Wort, deß Untergrund ein lieblicher geistlicher Gedanke war, nicht

fehlen. So bemerkte sie, daß auf dem Abendmahls-
 tisch, von welchem sie die heiligen Gaben empfangen
 sollte, zwei Kerzen standen, von denen die eine kaum
 merkbar länger war, als die andere. „Das ist aber
 nun gar nicht schön,“ sagte sie, „man sollte die lange
 einstweilen anzünden, damit sie herunterbrennt bis
 die heilige Feier beginnt.“ Wir sprachen dann von
 der Glaubens- und Liebeskerze, die im Herzen der
 Kinder Gottes brennen müßten und ich fragte sie:
 „brennen die beiden auch in Deinem Herzen?“ „Ich
 denke schon, sie brennen“ meinte sie. „Kennst Du
 noch,“ so fragte ich weiter, „das Räthsel von den
 beiden Lichtern, welches von beiden länger brenne?“
 „Das weiß ich nicht, und hab's noch nicht gehört.“
 „Sie brennen beide kürzer!“ Sie lachte herzlich,
 verstand aber sofort den geistlichen Gedanken, daß,
 wo die Glaubens- und Liebeskerze im Herzen brenne,
 das eigene Leben immer kleiner werden, immer mehr
 sich verzehren müsse. Mit einer ganz kindlichen Freude
 nahm sie meine Mitteilung auf, daß man mit ihrer
 Arbeit in der Klinik und ihrer ganzen Führung sehr
 wohl zufrieden gewesen sei, fügte aber mit heiterm
 Angesichte hinzu, sterben wolle sie doch auf solche
 Anerkennung nicht, sondern auf die Gnade Gottes,
 welcher die Sünden vergiebt. Ein Kind lag vor mir,

das zu seinem Erbteil bereitet ward. Wenn ich über ihr betete, so war ihr Amen so tief empfunden, bekannte Liederverse sprach sie laut mit, Psalmen respondirte sie, wie wenn sie hier gesund unter uns in der Kapelle gefeiert hätte. Mit großer Andacht empfing sie dann das hochwürdigste Gut des Leibes und Blutes Jesu und sprach am Schluß des nunc dimittis mit so tief bewegt und seligfreudig, daß es einem das Herz erquickte. Dann ließ ich sie zwei Stunden allein und besuchte sie am Abend wieder um die Stunde der Vesper. Ich fand dasselbe heitere, friedliche Kind. Es lag in demselben Saal mit ihr ein kleines Mädchen von vier Jahren, das gerade vom Scharlach genesen war. Das Kind sollte wach gehalten werden, bis ihm sein Abendsüpplein würde gereicht sein. Marie beehrte, daß die Kleine neben ihr Bette gebracht und von der sie pflegenden Schwester auf den Schooß genommen würde. Dann unterhielt sie sich mit ihm, als wäre sie in der Kinderschule, sprach dem Mägdlein etwas vor, was es nachsagen mußte, examinirte es genau, wie ihm der Herr Doktor den Verband an seinem bösen Füßlein angelegt und ließ es auch technische Ausdrücke brauchen, die das kleine Ding sich gut gemerkt hatte. So hielt sie es wach und wir alle vergaßen über der heiteren Scene schier,

daß wir eine Sterbende vor uns hatten, deren Leben hinwegeilte, daß wir vor einer Kranken standen, deren Gelenke schmerzten, die sich nicht regen konnte, deren Lippen verdorrt waren vor Fiebergluth. Ich segnete sie noch zur Nacht und befohl sie Gott und dem Wort Seiner Gnade. Am andern Morgen früh zwischen 4 und 5 Uhr stand ich wieder vor ihrem Bette, mich von ihr zu verabschieden, da ich zur Heimath eilte. Sie trug mir Grüße auf an die Frau Oberin, an ihre Lehrerin, an die Oberschwester, unter welcher sie hier gearbeitet und an alle, die ihr nahe gestanden hatten und bat mich, wieder zu kommen, wenn es mit ihr dem Ende zugienge. Leider war das nicht mehr möglich, denn am selben Tage noch brachte sie Gott zum Ziele. Die Freude, ihre herbeieilende Mutter zu sehen und mit ihr zu reden, ward ihr noch geschenkt, dann überfiel sie viel Unruhe. „Fort, fort aus der Baracke — fort in mein Stüblein — fort nach Dettelsau — heim!“ — so rief sie vom Fieber gejagt. Das Gebet machte sie immer still und damit stand ihre Pflegerin ihr treulich bei. Eine junge Probeschwester, die mit Marie zugleich eingeführt worden, war zur Sterbenden geeilt auf kurze Minuten. Der versprach sie, droben für uns alle beten zu wollen. Dann sang sie ein Kinderlied

vom Weihnachtsfest: „ihr Kinderlein kömmt; o kömnet doch all!“ dann flogen die Gedanken wieder jagend in die Irre. Dann sagte sie: „mir hat geträumt, ich sei unter einem Haufen Kinder und theilte Suppe aus, nur eines hatte nichts bekommen.“ Die pflegende Schwester sprach: dies eine bist Du, Du wirst aber bald was besseres bekommen: die große Freude im Reiche Gottes. Dann betete sie ihr vor: „wenn ich einmal soll scheiden“ — und „o Lamm Gottes unschuldig“ und das „heilig, heilig, heilig“ wie wir's beim Sacramente pflegen. Darauf stimmte Marie allein laut an: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf; Herr Jesu nimm meine Seele in deine Hände!“ dies wiederholte sie zu dreienmalen und sprach dann etwa zehnmal Amen mit tiefer Bewegung. Dies war eine Stunde vor dem Tode. Später noch betete sie das Lied: „Hilf, Helfer, hilf in Angst und Noth“ und den 23. Psalm laut, — sang dann unverständliches, sprach dann laut: „Dein Reich komme“ und dreimal Amen. Endlich ward Ruhe in dem geplagten Todesleib und die Seele durfte scheiden und heimgehen zur Ruhe Gottes. Unter dem Gebet der Schwestern, die sich um ihr Lager gesammelt hatten und der Einsegnung ihrer treuen Oberschwester schlief Marie selig ein in wahren Glauben und Anrufung des heiligen Namens Jesu.

So ist dies junge Leben hier auf Erd. zum Abschluß gekommen. „Wer Jesum hat, den Lebensfürsten und Todesüberwinder, stirbt nie zu früh!“ — so ist an ihrem Grabe gesagt worden und das meinen wir auch. Kurz war Mariens Lauf, aber was sie bei ihrer Anmeldung sagte, sie wolle mit Leib und Seele sich dem heiligen Dienste widmen, das ist erfüllt an ihr durch Gottes Gnade. Ein einfältiges Kind ist heimgegangen in's rechte Vaterhaus. Wir danken Gott für des Kindes Leben und Leiden und Sterben und bitten um eine selige Nachfahrt.

Das Begräbniß unserer seligen Marie fand Freitag den 7. Februar auf dem Gottesacker in Erlangen statt. In der Leichenhalle der Klinik lag sie ganz in Blumen gebettet. Die theilnehmenden Aerzte der Klinik, welche ihr mit besonderer Sorgfalt und Treue gedient hatten, wofür wir öffentlich unsern Dank aussprechen, gaben ihr das letzte Geleite, viele unserer Schwestern von Nürnberg, Fürth und aus dem Mutterhause hatten sich herzugefunden, um gemeinsam mit den in Erlangen stationirten Diakonen und den auch daselbst in gesegneter Arbeit stehenden Schwestern des Augsburger Mutterhauses, welche in den Krankheitstagen der seligen Marie viel freundliche Liebe erwiesen haben, ihrer jungen Genossin zum Grabe

zu folgen. 29 Schwestern giengen hinter dem Sarge her mit der trauernden Mutter der Seligen, die aber nimmermehr bereut, dem Herrn ihr Kind zum Dienst gestellt zu haben, die vielmehr unserm Mutterhaus den treuesten Dank hat aussprechen lassen für alle Liebe und Wohlthat, welche ihre Tochter empfangen habe.

Am Grabe sprach Herr Stadtpfarrer Summa von Erlangen Worte des Trostes und des Glaubens. „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte“ — das war der Ton, aus welchem die Ansprache floß. Viel theilnehmende Freunde hatten sich am Grabe eingefunden zum Zeugnis, daß es unter Christen für eine Ehre gilt, auf dem Felde des Berufes sein Leben zu lassen im Dienste des großen Königs Jesu Christi. So ist nun eine Lücke in unserer Schaar entstanden. Wer tritt in die Lücke? Ich schaue mich um in der Schaar der Jungfrauen — wer greift nach dem Kleinod? Ist solch ein Tod nicht ein Mahnruf an die, so müßig noch am Markte stehen und wird morgen nicht das Evangelium gepredigt von den Arbeitern im Weinberg? Wer will sich von Christo dingen lassen? Wo eine Schwester stirbt, da sollten zehn in die Reihen treten. Oder fürchtet ihr euch? die selige

Marie hat, als man muthmaßte, sie möchte von einer gewissen Frau angesteckt worden sein, in ihrer heiteren Weise gesagt = „wenn ich wüßte, daß ich's von der bekommen habe: ich wollte ihr ein schönes Buch schenken und was zum Dank hinein schreiben.“

O Herr Jesu, schenke den Deinen und sonderlich der christlichen Jugend den Muth und die Freude des Opfers, zünd an ein Feuer der Liebe und einen heiligen Drang der Hingabe in Mühe und Arbeit um Deines Opfers willen. Dir nach! das sei die Losung.

Marie aber ruhe im Frieden,
das ewige Licht leuchte ihr. Amen.

27.

Probenschwester Luise Ulrich.

† 3. April 1879.

Unser beim Gedächtnisgottesdienst für die selige Schwester Marie Rau gesprochenes Vater Unser galt, wie wir jetzt wissen, zweien ihrer Genossinnen, die mit ihr gelernt haben, von denen beiden wir eine liebliche Zukunft erwarteten, bei der einen für unser Mutterhaus und seinen Dienst, bei der andern für

das junge, im Aufblühen begriffene Mutterhaus zu Goldingen in Kurland, von welchem uns diese letztere zur Ausbildung übergeben war. Luise und Doris hat Gott der Herr in den österlichen Tagen, jene am Mittwoch in der Karwoche, diese am Morgen des Ostersonntags heimgenommen in das selige Paradies, welches der Gekreuzigte und Auferstandene uns eröffnet hat zu seliger Ruhe von aller Mühe und Noth dieses Lebens. Luisen's Tod kam uns nicht unverhofft, aber so ganz gegen unser Bitten und Flehen. Der Tod der andern kam plötzlich und unerwartet, wir konnten nicht einmal gemeinsam im Gottesdienst für sie beten. Bei Luisen's Krankheit, so schwer und heftig sie war, hatten wir bis zuletzt volle freudige Zuversicht, um ihre Genesung den Heiland anzurufen, thaten's auch oft gemeinsam und sonderlich, mit Ernst und Glauben, aber der Herr that nach Seinem Willen und demüthigte uns durch Versagung unserer Bitte. Kaum hatten wir uns in dies verborgene Thun des Herrn gefunden, da schlug uns die andre Nachricht nieder, die gerade zu uns kam, als wir zum fröhlichen Gottesdienst am Ostermorgen uns rüsteten. Unsere Herzen waren tief verwundet. Aber der Herr hat's dennoch wohl gemacht und daß wir über dem Tode der beiden seligen Mägde Gottes

Seinen Namen zu preißen volle Ursache haben, dies mögen uns bestätigen die Mittheilungen über das Leben und Sterben beider, die wir uns nun anschieken, der Gemeinde vorzulegen:

1) Unsere selige Probeschwester Luise Urich war die älteste Tochter des Bäckermeisters Ludwig Urich zu König im Odenwalde und seiner ehelichen Hausfrau Anna Maria, einer geborenen Dietrich. Sie war geboren am 2. März 1855 und empfieng die heil. Taufe am 10. desj. Monats. Ihre Taufpathin war die jüngste Schwester ihrer Mutter. — Ihr frommer Vater machte am Tage der Taufe dieses Kindes unter Anderem folgende schriftliche Aufzeichnung:

„Getaufte Christen — selige Christen. Wer es aber saßen kann, der achtet gewiß alle irdische Glückseligkeit für Schaden und Unrath gegen diese über alle Maße wichtige Herrlichkeit. So übergeben wir denn dieses Kind in den allmächtigen Schutz Gottes. Gott der Vater, der Du uns erschaffen hast, erhalte ihm Leib und Seele zum ewigen Leben. Gott Sohn, der Du uns erlöst hast, schenke ihm alles Verdienst deines Lebens und deines Todes. Gott heil. Geist, der du durch Wort und Sakrament uns sammelst in's Reich der Gnaden, erhalte es in dem Namen unsres Herrn Jesu Christi und in der Nach-

folge Seiner Demuth und bis an Sein Ende. Das verleihe ihr Gott, der Vater unsres HErrn Jesu Christi — Amen.“ — Dieses Gebet des Vaters ist an dem Kinde in Erfüllung gegangen. In Kraft ihrer Taufe ist Luise herangewachsen in der Nachfolge der Demuth und Stille unsers HErrn Jesu Christi. Sie führte in besonderem Sinne des Wortes als Kind und als Jungfrau ein Stilleben. Das Zeugnis treuester Gewissenhaftigkeit, Dankbarkeit und Gehorsams geben ihr die Eltern und Alle, die sie kannten. Der Hirte, dem Luisen's Eltern ihre Erweckung und Eingründung in das gesunde kirchliche Leben verdanken, war, als Luise geboren wurde, nicht mehr in Könnig. Was aber da an der kirchlichen Führung der Gemeinde mangelte, ersetzte für Luise der feste Halt der in Christo treuen Familie. So wuchs sie heran, am 17. Mai 1869 confirmirt, als treue Haustochter, die den Eltern diente in Zucht und Liebe. Als in der Landeskirche ihrer Heimath in Folge der Einführung der neuen Synodalverfassung die Union das rechtliche Regiment erlangte, schloß sich die Familie Ulrich der von der Landeskirche und ihrem Regimente unabhängigen luth. Gemeinde zu Fürstenau an und begab sich damit unter denselben Hirtenstab, der sie schon vor Luisens

Geburt geleitet hatte. Luise trug schon lange den Wunsch in sich, dem Diakonissenberuf ihr Leben weihen zu dürfen, da sie aber merkte, wie schwer es ihren Eltern, namentlich der Mutter wurde, sie von sich zu lassen, so schwieg sie von ihrem Wunsch, wartend in aller Stille auf Gottes Stunde. Diese schlug im Herbst 1877, da in Folge eines Gespräches von Luisens Vater mit seinem Pfarrer dieser die Selige bei uns zum Eintritt meldete. Damals schrieb sie an eine Freundin: „Liebe Schwester, wie es mir war und noch ist, kann ich nicht sagen, denn besonders freuen kann ich mich nicht. Wenn ich so recht denke, muß ich nur weinen und den HErrn bitten, daß Er mich nicht in meinem verkehrten Willen dahin gebe, sondern: HErr, handle mit mir nach deinem Willen, wenn du mich zu diesem Beruf bestimmt hast und mache mich nur zu der Geringsten unter allen Geringen. Liebe Schwester, wie kann ich wohl so gerne gehen, da die Eltern immer noch so betrübt darüber sind. Aber ich bin getrost, denn ich habe nicht im Geringsten mehr davon gesprochen und gehe in Gottes Namen, wann es die Eltern bestimmen. O meine Liebe, beten Sie doch für mich, daß mich der HErr recht klein und gering mache, daß ich in solchen Beruf treten könne.“ Diese Worte

kennzeichnen Luise deutlich. Ferne allem unwahren, gemachten Wesen, abhold allen heftigen Gefühlen und unnüchternen Neigungen, ging sie ihren Weg einfach, still, gehorsam, voll Zuversicht auf Gottes Treue und Hilfe. Anfangs März 1878 trat sie in unsere blaue Schule ein. In dem Geleitsbrief ihres Vaters stehen folgende Worte an mich:

„Wir übergeben Luise nun nächst dem Herrn Jesu in Ihre Hände und bitten Sie herzlich, über ihre Seele zu wachen, damit wir uns dereinst vor dem Throne des Lammes wieder finden mögen.“

Es gieng mit dem Einleben Luizens unter uns nicht so rasch, wie wohl bei Anderen, aber um so sicherer und stiller. Es war ihr allezeit ein gewisser Ernst aufgeprägt, der sich unter uns erst nach und nach mit der Freundlichkeit paarte, welche ein Ausdruck innerer Befriedigung ist. Sie war, zumal manch ernste Lebenserfahrung schon hinter ihr lag, nicht rasch mit ihrem Vertrauen, flöste aber Allen, die sie beobachteten, Respekt ein. Wir fühlten bald, daß wir's mit einem christlichen Charakter zu thun hatten, dessen Grundzug ernste Stille war. Nach meinem ersten eingehenden Gespräch mit ihr leuchtete auch die Freude an Gott, welche tief inwendig in ihrem Gemüthe lag, heraus aus ihrem Wesen. Sie fühlte

sich, zumal sie wußte, daß man sie liebe und für sie bete, je länger, desto mehr heimisch unter uns. Einen großen Wert legte sie auf die Fürbitte und kaum hat eine unter uns so ernstlich und herzlich um Fürbitte nachgesucht, wie sie und wo das geschieht, ist's allemal ein Zeichen der Demuth, die sich anlehnen will und Großes denkt von der Handreichung der Glieder am Leibe Jesu unter einander. „Sie lebte von der Fürbitte“ und damit pflegt auch ein starker Zug von Dankbarkeit verbunden zu sein. Ihr früherer Beichtvater schrieb mir nach ihrem Tode: „Sie hat stets auf's dringendste um Gebet und Fürbitte, nicht allein für sich, sondern auch für die ganze Genossenschaft, das muß ich bezeugen. Sie lebte von der Fürbitte, das bezeugen auch alle Briefe an ihre Eltern. Als sie am 23. p. Trin. 1878 zum letzten mal hier zur Communion war gelegentlich der silbernen Hochzeitsfeier der Eltern, hat sie so herzlich gedankt für alle an sie gewandte Dettelsauer Pflege, deren sie nicht werth sei und mich ausdrücklich ersucht, ihr doch danken zu helfen, da sie es nie genug thun könne und sie meinte, wenn man nicht recht dankbar wäre, könne man auch nicht gehorjam sein! das bewegte mich damals schon und heute noch mehr auf's tiefste!“ — Eine dankbare und gehor-

same Schülerin war sie in der blauen Schule und mit einer gewissen Ehrerbietung schauten die Mitschülerinnen sie an. Zu klagen über sie gab es nichts. Sie wußte, was sie wollte und was sie sollte und verfolgte ihr Ziel einfach und schlicht. Als sie die blaue Schule verließ, um am 19. August v. Js. unter die Zahl der Probeschwestern eingereicht zu werden, sagten sich's ihre Mitschülerinnen unter einander: „die entspricht dem Ideal einer Diakonissenschülerin, wie es in unsern Herzen lebt.“ — Und ich brauche deshalb nur einen Zug noch deutlicher an ihr zu zeichnen, um ihr Bild zu vollenden. Das ist ihre ungeheuchelte schlichte Demuth. Sie hat redlich gestrebt, etwas Tüchtiges zu werden, aber auf Schritt und Tritt ihre Schwachheit und Armuth bekannt. Sie hat mäßiglich von sich gehalten und war nie zufrieden mit sich selbst, rühmte sich aber ihres Herrn und Seiner Kraft. Nachdem sie zum erstenmal von hier aus ihre Heimath besucht hatte, schrieb sie einer Schwester: „daß ich mehr von andern Leuten als den lieben Meinen in Anspruch genommen wurde, können Sie sich denken, denn die Neugierde war schon groß; aber ich war so ungenirt und fühlte mich so frei, daß ich immer denken mußte: ach, haben's wir doch gut und womit sich so viele abquälen, da-

von sind wir frei; ja, ich war auf meine Freiheit ordentlich stolz.“ — Nachdem Luise kurze Zeit eine schwer kranke Wöchnerin auf einer benachbarten Mühle gepflegt hatte, wurde sie ins große Krankenhaus nach Nürnberg gesendet und dort auf einer der chirurgischen Abtheilungen beschäftigt. Man war zufrieden mit ihr und sie lebte sich stille und mit Erfolg in die Thätigkeit einer Krankenpflegerin ein. Aber zufrieden war sie nicht mit sich. Als man den Plan, sie an die Stelle der seligen Marie Rau an die Erlanger Klinik zu versetzen, wieder aufgab, schrieb sie einer Schwester: „Du wirst es wohl wissen, daß ich nach Erlangen bestimmt war, weil ich aber noch so gar dumm und ungeschickt bin, so schrieb unsere Oberschwester nach Dettelsau, daß man mich noch hier lassen möge. Ich war zu allem bereit und wäre auch mit Freuden gegangen und bleibe auch gerne hier. Aber nicht wahr, wenn man schon so lange hier ist und ist noch nicht zu brauchen, das ist doch gewiß schlimm. Der liebe Gott wolle mich doch auch in Seinem Dienste brauchbar machen, sei es wo und zu was Er wolle. Aber vergnügt bin ich trotzdem doch.“ — „Weißt Du ich kann die Angst vor den Doktoren noch nicht ganz los werden und bin dadurch viel zu zappelig und ungeschickt.“ — Nach

dem Tode der seligen Marie Rau schrieb Luise: „Unsere liebe Schwester Marie Rau ist jetzt daheim und hat dem HErrn genug gearbeitet, so darf sie jetzt auch bei Ihm sein. Ach, ich habe sie erst beneidet, daß sie schon sterben durfte, aber ich fand, daß mich der liebe Gott so auch nicht brauchen kann; Er wolle uns doch nach Seiner Gnade zu Seinem Dienste fähig machen.“ — Und doch konnte Er, der HErr, Seine demüthige Magd brauchen. Unmittelbar, nachdem sie diese Worte geschrieben, wurde sie von einem überaus heftigen Typhus befallen und nach 4 Wochen nahm sie ihr Heiland heim in die ewige Ruhe. Das selbe Bild, das wir in gesunden Tagen von ihr hatten, bot sie auch auf ihrem Krankenbette dar. Ruhe und Stille, kindliche Einfalt und Schlichtheit, tief freudige Ergebenheit in Gottes Willen, Gehorsam und Dankbarkeit — das sind leuchtende Züge an ihr gewesen, während sie vier schwere Wochen lang, von treuen Schwestern gepflegt in einem freundlichen, kleinen lustigen Saal des einen Pavillon des Nürnberger Krankenhauses lag. Eine ganz kurz andauernde Traurigkeit wich bald der kindlich freudigen Ergebung. „Wie Gott es will!“ das war ihr Lösungswort und von Luise haben wir nie eine Phrase gehört. Keine Klage ist über ihre Lippen gekommen,

aber viel Dank gegen Gott und Menschen. Sie hat reichlich auch menschliche Liebe erfahren dürfen, viel Theilnahme der Herren Aerzte und der Beamten des Krankenhauses; ihre lieben Eltern haben sie besucht. Gott schenkte ihr die besondere Gnade, daß sie immer bis zuletzt einen ungetrübten Geist und ein klares Bewußtsein haben durfte, die Gebete ihrer Mitschwestern und die treuen ernstlichen Fürbitten ihres Mutterhauses umringten sie wie eine Mauer. Sie hielt Rückschau auf ihr Leben und bezeichnend ist für sie der Ausspruch: „Wie treu und gut hat mich doch Gott geführt, und so väterlich!“ — Wir konnten gar nicht glauben, daß Gott sie uns nehmen würde. Der Zustand der Kranken schwebte auf und ab, zwischen Furcht und Hoffnung wurden die umher geworfen, die um sie waren. Gott aber wollte uns schlagen, weil wir's brauchten, um unserer Sünden willen. Er schlug uns, indem Er sie unsäglich erfreute. In der Frühe des Mittwoch in der stillen Woche um 2¹/₄ Uhr, nachdem sie mit dem heil. Sakramente versehen war, entschlief sie ruhig und sanft, die stille Magd, um einzugehen in die ewige Stille. Es war der dringende Wunsch der Eltern der Entschlafenen, daß ihr Gebein auf dem Gottesacker der Heimath möchte beigesezt werden. So

wurde denn Luifens Leichnam in der Leichenhalle des Nürnberger Krankenhauses unter Blumen ausgestellt und am Abende des genannten Mittwoch feierlich durch mich ausgefegnet. Sämmtliche Aerzte des Krankenhauses, der Herr Verwalter desselben, der neu ernannte magistratische Commissarius, so wie der Herr Magistratsrath von Haller, hatten sich zur Feier eingefunden; der Letztere legte im Auftrag des Magistrats der treuen Diaconissin den Ehrenkranz auf den Sarg; 29 Schwestern sangen: „Wer sind die vor Gottes Throne“ und alle Genannten gaben darauf der Leiche das Geleit nach dem Bahnhof, von wo dieselbe nach einem kurzen Valetsgegn, unter Begleitung der treuen Oberschwester und einer vom Mutterhause dazu entsandten Schwester in die Heimath nach König verbracht wurde. Allgemeine Theilnahme und Liebe empfieng auch in der Heimath die theuren Gebeine. Am stillen Charfreitag, in der Todesstunde Jesu wurden dieselben dem Gottesacker übergeben von dem früheren Pfarrer der selig Entschlafenen. Gelesen wurden am Grabe die 7 großen Verheißungen für die Ueberwinder aus Christi Munde:

1) Wer überwindet, dem will Ich zu essen geben von dem Holz des Lebens, das im Paradies Gottes ist.

2) Wer überwindet, dem soll kein Leid geschehen von dem andern Tod.

3) Wer überwindet, dem will Ich zu essen geben von dem verborgenen Manna, und will ihm geben ein gutes Zeugnis und mit dem Zeugnis einen neuen Namen geschrieben, welchen Niemand kennt, ohne den ihr empfängt.

4) Wer überwindet und hält meine Werke bis an das Ende, dem will Ich Macht geben über die Heiden. Und er soll sie weiden mit einer eisernen Ruthe, und wie eines Löpfers Gefäße soll er sie zerschmeißen, wie ich von meinem Vater empfangen habe, und will ihm geben den Morgenstern.

5) Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angethan werden, und Ich werde Seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.

6) Wer überwindet, den will ich machen zum Pfeiler in dem Tempel meines Gottes, und soll nicht mehr hinaus gehen. Und will auf ihn schreiben den Namen meines Gottes und den Namen des neuen Jerusalems, der Stadt meines Gottes, die vom Himmel hernieder kommt, von meinem Gott, und meinen Namen den neuen. —

7) Wer überwindet, dem will ich geben, mit

mir auf meinem Stuhl zu sitzen, wie ich überwunden habe, und bin gesessen mit Meinem Vater auf Seinem Stuhl.

Und das Wort: Joh. 12, 24—26. Wahrlich, Wahrlich, Ich sage Euch: es sei denn daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte. Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben. Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein; und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren. —

Am Abende des stillen Charfreitags fand in der Kapelle zu Fürstenau die Gedächtnisfeier statt, wobei die Ansprache sich anschloß an die 3 Worte von der Ruhe in Christo: 1) „Gottes Heiliger sieht die Verwesung nicht;“ 2) „Christus ist getödtet nach dem Fleisch, aber lebendig gemacht nach dem Geiste. In demselben ist Er auch hingegangen und hat gepredigt den Geistern im Gefängnis.“ 3) „Wahrlich, Ich sage dir, heute wirst du mit Mir im Paradiese sein.“

So ruhe denn Luise im Frieden,
das ewige Licht leuchte ihr. —

28.

Probenschwester Doris Freiberg.

† 13. April 1879.

Doris Freiberg, die Genösin der seligen Luise in der Schule, ist auch deren Genösin in der Heimfahrt geworden. Sie ist im gleichen Jahre geboren, 1855 am 9. August zu Wormen, nahe bei Goldingen in Kurland, wo ihre Eltern, Friedrich und Charlotte Freiberg, eine große Landwirthschaft betreiben. Getauft ist sie am 28. August und verlor schon im 4. Lebensjahre ihre Mutter, kam dann ins Haus eines Onkels nach Petersburg, bald jedoch wieder ins elterliche Haus und besuchte eine Schule in Goldingen. Der Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs und die Aufforderungen zur Hilfe für die verwundeten Krieger regte in Doris den Wunsch an, sich der Diaconie zu widmen, und so wurde sie von Pastor Käder in Goldingen uns zur Ausbildung übergeben. Unsere blaue Schule sollte sie durchmachen und sich auf den verschiedenen Gebieten unserer Diaconiffenthätigkeit umsehen und üben, um dann in Goldingen als Tochter des dortigen jungen Mutterhauses zu dienen. Ihre Uebungsschule bei uns war zu

Ende, gleich nach Ostern sollte sie in ihre Heimath zurückkehren — da nahm sie, die schon die Zurüstungen zur Reise nach Kurland zu treffen angefangen hatte, der Herr in die ewige Heimat. Schon einmal war sie, da sie als kleines Mägdlein ihren Brüdern nachahmend Steine in einen tiefen Brunnen werfen wollte, in jähe Gefahr gerathen; sie stürzte in den Brunnen wurde aber vom Tode errettet. Jetzt, da sie mitten aus frischer Thätigkeit in Krankheitsnoth gestürzt war, zog sie Gottes Hand wohl auch aus den tiefen Wässern der Schmerzen und Anfechtungen, aber nicht für die Arbeit dieses Lebens, sondern für die Ruhe des Paradieses. „Sie hatte dem Herrn genug gearbeitet.“ — so hatte die selige Luise Urich von der früh vollendeten Marie Rau gesagt, so war's auch mit Doris. Ihre Vorübung war erst zu Ende; aber Gott war sie reif genug für die ewigen Scheunen. —

Doris war von Gemüthsart zart, freudige Frische war kein hervorragender Zug an ihr, aber Treue gegen das Erkannte und Erfahrene zeichnete sie aus. Ihr ängstliches Gemüth ließ sie, so lange sie der Schule angehörte, nie zu einem ganz fröhlichen, ihres Zieles bewußten Leben kommen. Sie brauchte starke Tröstung und Hebung, da sie manchemal in tiefer Verzagtheit lag. Sie besaß ein zartes

Gewissen und einen starken Trieb zum demüthigen Bekenntniß. Sie konnte keine Sünde lange in sich behalten. Der Geist des HErrn hatte eine heilige Lauterkeit in ihr gewirkt. — Ihre Gaben blieben uns längere Zeit verborgen. Erst als sie auf ein praktisches Übungsfeld kam, das ihrer eigenthümlichen Begabung entsprach, da blühte ihre Kraft auf und Gott segnete ihr Thun mit fröhlichem Gelingen. Die Krankenpflege, welche sie in Nürnberg erlernte, war ihre Freude, in ihr entfaltete sich ihre Gabe am schönsten. Die „kleine Schwester“, wie die Nürnberger Kranken sie immer nur nannten, war Allen lieb und werth. Ihre Sanftmuth und stille Freundlichkeit gewann ihr die Herzen der Kranken und ihre Tüchtigkeit wuchs mächtig. Aber auch auf dem Gebiete der Kleinkinderschule, auf welchem sie hier sich anfänglich übte und zuletzt in Kulmbach thätig war, leistete sie Befriedigendes. Was ihr hier an Gabe fehlte, ersetzte ihre Treue, ihr Fleiß und das Bewußtsein, daß Gott und ihre Vorgesetzten sie gesendet und ihr die Arbeit aufgetragen hatten. Ein stiller Gehorsam war ihr schönes Theil. Mit diesem wollte sie auch den Schritt der Rückkehr in ihre Heimath thun, der ihr als ein sehr schwerer erschien. Sie hatte sich so herzlich bei uns eingelebt, daß der Wunsch

sehr mächtig in ihr wurde, ganz bei uns zu bleiben. „Es wird mir schwer ums Herz“ — so schrieb sie mir nicht lange vor ihrem Ende — „wenn ich daran gedenke, daß ich bald wieder von Dettelsau getrennt sein werde, wo ich so viel Liebe erfahren und dem ich zu so vielem Danke verpflichtet bin; fast wäre es mir leichter, wenn ich gar nicht mehr in meine Heimath dürfte. Ich habe auch schon gefürchtet, bei den Meinen wieder vom rechten Weg abzukommen und auf Nebenwege zu gerathen, doch dies ist sehr thöricht und undankbar von mir, ich werde oft so kleinmüthig und vergeße, daß auch dort der Herr mir nahe sein wird. Ich will mich ganz gern in den Willen meiner Vorgesetzten fügen, der ja auch Sein Wille ist und mich bemühen, doch ein wenig dankbar zu werden.“

Wie gesagt, hatte Doris bereits Vorbereitungen zu ihrer Abreise getroffen und etliche Abschiedsbesuche gemacht. Am Abend vor der projectirten Abreise hatten ihr die Kleinen, die sie herzlich liebten, vor ihrer Thüre ein Liedlein: „So lang mein Jesus lebt“ — gesungen und: „Unsern Ausgang segne Gott“ gebetet, da befiel sie die Krankheit, die nach fünf Tagen schon ihrem Leben ein Ende machen sollte. Ob sie wohl nichts

ahnte von ihrem baldigen Tode, so war sie doch nicht unbereit. Es war von Gott, daß die letzte Geschichte, welche sie ihren Kleinen erzählte, die Ostersgeschichte war, worauf sie sich, wie ihre Mitschwester an der Kulmbacher Kinderschule versichert, so besonders sorgfältig vorbereitet hatte. Es war auch wieder von Gott, daß sie am Abend vor ihrer jähen Erkrankung ihrer Mitschwester mit besonders „reger“ innerer Betheiligung die Osterbetrachtung vorlas, welche in Rocholls Christophorus im II. Theil sich findet. Wer diese Betrachtung kennt, wird's eigen finden, daß Doris gerade auf sie verfiel. So gieng sie ihrem Dstern entgegen. Die Krankheit, welche sie befiel, eine Bauchfellentzündung, trat erst nicht so heftig auf, so daß die Nachrichten, die wir empfingen, uns nicht beunruhigten, wie denn auch die Schwestern in Kulmbach, die der Seligen so treulich beistanden, keine Sorge um sie hatten. Noch am Abend vor dem Eintritt des Todes schrieb die Mitschwester der Entschlafenen uns ganz beruhigend. Da trat am Abend des großen Sabbath's die plötzliche Wendung zum Schlimmern ein. Die furchtbarsten Schmerzen überfielen die liebe Kranke und rasten durch den armen Leib. Nur Gottes Wort machte den Sturm immer ein wenig stille; Gottes Wort riß sie

aus plötzlicher Anfechtung und machte den Glauben wieder getrost und als in der Osternacht um 1 Uhr sich heftiges Delirium einstellte und die Kranke auffpringen und fort wollte, da brachte sie das Wort: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden“ zur Ruhe. Mit starker Stimme fiel sie in dies Psalmwort ein und betete die gewohnten Abendsprüche, ohne welche sie sonst auch nie zur Ruhe gieng, bis zu Ende. „In Deine Hände befehle ich meinen Geist, Du hast mich erlöset, Herr, Du treuer Gott!“ — das war ihr letztes Gebetswort. Darauf wurde sie ganz ruhig. Die Schwester betete ihr noch: „Meinen Jesum laß ich nicht“ — „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ und die Sterbelitanei. Dann ist sie unter der Einsegnung einer der Schwestern sanft und stille entschlafen. Und als wir hier in Neuendettelsau am Ostermorgen zur großen Communion uns feierend sammeln wollten, da traf uns die Nachricht von Doris plötzlichem Tode wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Tief erschüttert waren die Schwestern, welche Zeugen des raschen Abpflückens dieser Knospe waren, tief erschüttert waren wir, die zum Drittenmal innerhalb 8 Wochen Botschaft vom Tode lieber hoffnungsvoller, frommer, junger Schwestern empfiengen, erschüttert auf's tiefste mögen die Angehörigen der

Jungfrau in Kurland gewesen sein, die nicht einmal von ihrer Erkrankung etwas wußten. Gottes Wege sind wunderbar, aber gerecht und fromm ist Er. — Auch dieser jungen Schwester ist die allerherzlichste Theilnahme in Kulmbach entgegen gebracht worden, tiefes Mitleid bei ihrer Erkrankung, allgemeine herzliche Betheiligung bei ihrem Begräbniß. Still und friedlich und gar wie lebend lag die Leiche in dem Todtenhaus des Kulmbacher Gottesackers. Am Ostersdienstag Nachmittags 4 Uhr wurde sie bestattet, begleitet von 9 Diakonissen und der ganzen Schaar ihrer lieben Kleinen, die alle mit Sträußchen der lieben Schwester zum Grabe folgten, an welchem Herr Pfarrer Redenbacher in Kulmbach die Einsegnung vollzog und herzliche Worte des Gedächtnisses sprach.

Doris ruhe in Frieden,
das ewige Licht leuchte ihr.

Und wenn ich uns nun noch ein Wort der Ermahnung sagen soll, so möchte ichs dahin richten, daß wir doch Fleiß thun sollen, den seligen Schwestern Luise und Doris nachzufolgen:

1) in der Dankbarkeit. „Wer Dank opfert,

der preiset Mich, und das ist der Weg, daß Ich ihm zeige das Heil Gottes." Ps. 50, 23. O möchte doch alles Seufzen über einander, Klagen wider einander, Uebelreden von einander, Richten und Urtheilen, Neiden und Mißtrauen durch starkes Dankesleben überwunden werden. Nur ein dankbarer Mensch ist ein frommer Mensch.

2) Im Gehorsam. „Seid unter einander unterthan und haltet fest an der Demuth.“ I. Petri 5, 6. Das wäre die schönste Jubiläumsgabe, die Ihr darbringen könntet zum 25jährigen Jahrestag unsers Hauses, daß auf dem Altare Gottes aller Eigenwille und Eigensinn, Eigenliebigkeit und Eigenmächtigkeit verbrennen würden. Nur ein gehorsamer Mensch ist ein glücklicher und zufriedener Mensch.

3) In der Stille. „Meine Seele ist stille zu Gott, Der mir hilft.“ Ps. 62, 2 und „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdrreich besitzen.“ Mtth. 5, 5. Möchte doch unter uns alle Hast und Leidenschaft, alles unnüchterne Wesen, alle Schwärmerei um Menschen, alle Aufregung in Haß und Liebe vergehen und ein stilles Wesen in der Einsalt sich mehr und mehr Bahn brechen in Allen; denn ohne Stille gedeiht kein Glaube.

4) In der Treue an der Fürbitte. „Betet

stets in allem Anliegen, mit Bitten und Flehen im Geiste und wachet dazu mit allem Anhalten und Flehen für alle Heiligen.“ Eph. 6, 18. Die Fürbitte gehört ebenso zu unseren Berufspflichten, wie die Arbeiten, die uns auf den mannichfaltigen Gebieten unserer Thätigkeit befohlen sind. Unser Gemeinschaftsleben wäre gottgefälliger, unser Dienst gesegnet, unsere Kraft für Leib und Seele größer, wenn wir treuer wären in der Fürbitte. Gott mache uns treu, denn ohne Leben der Fürbitte gibt es kein Leben der Liebe und Barmherzigkeit. Gott sei uns allen gnädig! Er sehe die Lücken an, die der Tod der drei jungen Schwestern gerissen hat; Er sehe alle unsere Noth an und sende uns die rechten Dienerinnen, die treu, still und gehorsam hineinwachsen wollen in Sein Werk.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit uns Allen. — Amen.

29.

Schwester Marie Böttlinger.

† 9. April 1880.

Am vorgestrigen Tage, dem 9. April war es gerade ein Jahr, daß unsere selige Schwester Luise

Ulrich in Nürnberg zu ihres HErrn Freude eingehen durfte. Man hielt an diesem Tage in der Kapelle zu Fürstenau, der Heimathsgemeinde der seligen Luise, einen Gedächtnis-Gottes-Dienst und der dortige Pfarrer, der nicht nur Luisens, sondern auch der seligen Schwester Marie Böttinger langjähriger Vorstand und Beichtvater war, erzählte mir am Abend des vorgestrigen Tags, daß in einzelnen stillen Betrachtungspausen dieses Gottesdienstes ihm unwillkürlich das Bild unserer seligen Marie am Altar erschienen sei. Es war der 9. April auch ihr Todestag, an welchem der treue Heiland und Erlöser Seine durch lange Zeit hindurch schwer leidende Magd aus all ihrem Elend so gnädig erlöst hat. Heute haben wir nun ihren Leib in Gottes Acker gebettet als Samenkorn auf den großen Tag der Auferstehung und sind nun hier im stillen Heiligthum versammelt, um ein Wort des Gedächtnisses an unsere selig entschlafene Schwester zu vernehmen.

Marie war am 8. Juni 1834 zu Nürnberg als die jüngste Tochter ihrer Eltern geboren. Ihr im Jahre 1843 verstorbenen Vater war der Kunstmaler Joh. Leonhard Böttinger, ihre Mutter Friederike, eine Tochter des verst. Pfarrers Hauser zu Bächingen. Am 17. Juni empfing Marie das Sa-

fragment der heil. Taufe und zwar Nachts 10 Uhr, da man der Schwächlichkeit des Kindes wegen ein rasches Ende befürchtete. Ihre Taufpathinnen waren die Ehefrau des Pelzhändlers Köhler zu Nürnberg und ihrer Mutter Schwester, Musiklehrersehefrau Caroline Boß von Steinheim in Württemberg. Schon als Kind litt Marie viel an Convulsionen, in Folge deren sie erst im dritten Lebensjahre gehen lernte. In der Bürgerschule zu St. Lorenz war sie indeß immer unter den besten Schülerinnen und ihr heller Verstand und richtiger Takt halfen ihr in manchen schweren Verhältnissen, in denen sie als junges Mädchen leben mußte, das Richtige finden. Unter den Erinnerungen aus ihrer Kindheit, die sie sich aufgezeichnet hat, befinden sich zwei an wunderbare Bewahrungen Gottes, deren eine sie bei einem sehr heftigen Falle, die andere aber bei einem schweren Gewitter erfuhr, da der Blitz wenige Schritte vor ihr in einen Baum schlug, der gänzlich zerschmettert wurde. Eine andere Erinnerung, bei der sie sich allemal mit reumüthiger Seele beugte, die aber wie ein Fingerzeig auf ihren Lebensberuf deutete, erzählen wir mit ihren eigenen Worten:

„Vater war etwas genau, Mutter sehr sparsam, aber gegen Arme immer freigebig, stammte sie

ja doch aus einem begüterten, wohlthätigen Pfarrhause. Ueber diesen Punkt gab es manchmal Collisionen zwischen den Eltern. Als nun einmal wieder eine Frau kam, die viele Kinder hatte und ein Almosen heischte, war ich böshast genug, sehr laut, so daß es Vater hören sollte, zu sagen, daß diese Frau schon wieder da sei. Ich erreichte meinen Zweck. Vater zankte sie fort, die gute Mutter aber nahm schnell etwas und eilte der Frau nach, erreichte sie aber nicht mehr. Mit Thränen in den Augen kam sie zurück und sagte nun zu mir, „„das hast Du thun können?““ — diese Thränen gruben sich in mein Herz, ich habe sie nie vergessen.“ — Marie hat als Diakonissin vielen Armen in aufopfernder Liebe und treuer Hingebung gedient und so viel an ihr war, jene Kindheitsfünde gut gemacht.

Viel ernste und schwere Erfahrungen kennzeichneten die Jugend unserer sel. Schwester; sie lernte frühe, wie sie selbst sagte, die argen Früchte ihres von Natur bösen Herzens kennen und hatte viel mit Undank, Mißtrauen und Zorn zu kämpfen. Ein trüber, schwermüthiger Zug blieb ihr ihr Lebenlang aufgeprägt und die manigfaltige innere und äußere Lebensnoth, die von früh an ihr Theil war, ließ sie reichlich die Macht der Verzagttheit und des Miß-

trauens erfahren, wogegen sie freilich in Christo einen treuen Kampf gekämpft hat. Auch war ihr mit in Folge ihres Lebensganges eine etwas raube Außenseite aufgeprägt, hinter welcher aber ein Herz in Treue schlug. Frühe verlor Marie ihren Vater und trat in Folge dessen als 9jähriges Kind in das städt. Waisenhaus zu Nürnberg ein, wurde 1848 von Herrn Pfarrer Diezel confirmirt, wobei, wie sie selbst erzählt, sie voller Aerger darüber war, daß bei allem ihrem Ernst es ihr doch an der Nührung gefehlt habe. Sie wurde darauf im Hause des Professors Pfaff als Kindermädchen aufgenommen, kam dann ein paar Jahre zu ihrem Onkel, Pfr. Egloff in Segnitz und endlich als Ladnerin zu ihrer Pathin Köppler in Nürnberg, wo der Entschluß, Diakonissin zu werden, in ihr reifte. Der Grund hiezu wurde schon in ihrer Kindheit, wenn auch ihr selbst unbekannt, gelegt, indem sie nicht nur sehr frühe zur Kirche gehalten wurde, sondern schon als Kind die Bekanntschaft mancher fremder Missionare machte, die bei ihrem Vater einkehrten und mancher Missionszöglinge aus Dettelsau, die durch ihre verwittwete Mutter allerlei Wohlthat empfiengen und manchen Sonntag Nachmittag in geistlichem Gespräch bei ihr zubrachten. So wurde Marie mit des sel. Löhre Ge-

danken und Bestrebungen vertraut und gab sich denselben mit offenem Herzen hin, nicht ohne damals von manchen Seiten her ernstlich über ihrem Hängen an der Löhe'schen Richtung angefochten zu werden. Sie überwand derlei Störungen von außen durch ernstliches Gebet und als sie einmal, da sie schon in ihrem ersten Diakonissenberuf in Altorf stand, einen Brief eines Verwandten, der sie vor Löhe'schen Irrthümern gewarnt hatte, — es war im Jahre 1859 — zu beantworten im Begriff stand, da betete sie, wie ihr Tagebuch ausweist, also: „Du aber, lieber Heiland, stärke und bewahre in mir den Glauben an dein heil. bluttriefendes Verdienst, damit ich immer fester in Dich gegründet werde, mich durch keine Autorität blenden laße und weglocken von dem schmalen Pfade des Lebens. Laß mich immer mehr in rechter Demuth forschen in deinem heil. Worte. Gieße deinen heil. Geist in reichem Maße aus über mich und gieb mir ein rechtes Verständnis der Heilswahrheiten. Gib mir besonders auch Weisheit, damit ich N's Brief so beantworte, wie es zu Deines Namens Ehre förderlich ist. Ihm aber gib ein reiches Maaß von Demuth, daß er sich nicht selbst überhebe, führe die Partheien (es war der Streit der amerikanischen Missouri- und Iowa-synode gemeint) wieder in Frie-

den zusammen, zeige Du ihnen den rechten Weg, denn durch ihren Unfrieden verwirren sie die Gewissen. Herr, so Du willst, kannst Du es wohl thun. O thue es doch nach Deiner Gnade. Amen.“

Siehe an, eine junge Diakonissin, die die eigene Seele und das Wohl der Kirche auf betenden Händen trägt! — Marie trat als Diakonissenschülerin hier ein am 1. Mai 1856 im 22. Lebensjahre und empfing, nachdem sie ein Vierteljahr lang ausstillweise in der Kleinkinderschule zu Weisensburg gearbeitet hatte, ihren ersten Beruf in Altorf im Rettungshaus, welchen sie am 22. Mai 1857 antrat. Der Sinn, in welchem sie diesen Beruf an den Kindern innerlich faßte, zeigt sich klar in folgender Aufzeichnung, die wir von ihr haben. Dieselbe findet sich in ihrem Tagebuch beim Antritt des neuen Jahres 1859 in Altorf. Da betet die Selige: „Ach Herr, ich bin ja auch eine Müde und vermag nichts aus eigener Kraft. Ich fühle mich körperlich so matt und angegriffen, geistig so gedrückt. Aus diesen Nöten kannst Du allein helfen, darum will ich all mein Vertrauen auf Dich, meinen einigen Helfer, richten. Dir, o treuer Heiland, opfere ich mich ganz auf mit Leib und Seele, nimm mich ganz zu eigen hin, ich verändere nicht den Sinn, Du, o Jesu, mußt

allein ewig meine Freude sein. Stärke mich in meinem Berufe, daß ich freudig und in rechtem Aufsehen auf Dich, meinen Heiland, meinen Beruf vollziehe. Gib mir rechte Weisheit im Erziehen und segne alle meine Werke. Es ist ja Dein Werk, o Herr Jesu, das ich treibe. Du hast ja die Kinder mit Deinem kostbaren Blute erlöst. Auch sie sind dein ererbtes Gut. Vertreibe den Lügengeist aus ihren Herzen. Erneuere ihr Herz mit Deinem heil. Geist, damit sie, wie an Alter, so an Gnade zunehmen. Gib mir Gnade, daß ich sie Dir einst darbringen darf und keines davon verloren sei. Gib mir auch in diesem neuen Jahr den Geist des Gebets. Herr, lehre Du mich beten, ich bin so untüchtig dazu, damit ich immer völliger werde und recht vorbereitet sei, wenn mein Abschied kommt von dieser Welt. Amen.“ —

Im Dezember 1859 wurde Schwester Marie an die von der Durchl. Gräfin zu Erbach-Fürstenau in Beerfelden im Odenwald begründete Kleinkinderschule gesendet, womit zugleich sie den Gemeindedienst an den Armen der dortigen sehr ausgedehnten Pfarrei anbahnen sollte. Ein großer, gesegneter Wirkungskreis that sich vor der noch unerfahrenen, dazu leicht verzagten Schwester auf. Sie hat sich aber bald in

ihren Berufskreis eingelebt und die von Gott ihr geschenkte Weisheit, verbunden mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit ließen sie bald zum Segen vieler werden. Ihren nöthigen Halt fand sie an dem Hirtenstab ihres erleuchteten dortigen Pfarrers und manche Erquickung an dem schweesterlichen Umgang mit unserer sel. Schwester Regine Elser, die nicht weit von Beerfelden, in Erbach, einem kleinen Krankenhause vorstand. Die edle Gräfin von Fürstenau, sowie der ihr zunächst vorgesezte Pfarrer Müller und dessen späterer Nachfolger schätzten unsere selige Schwester sehr hoch. Die kirchlichen Verhältnisse im Odenwald und speziell der pastorale Zustand der Gemeinde Beerfelden war damals der Art, daß mit unsäglicher Mühe und großer Geduld gearbeitet werden mußte. Die selige Diaconissin hat dabei an den Freuden und Leiden des h. Amtes, wie es sich gebührt, treuen Antheil genommen und war eine demüthige und verständnisvolle Gehilfin desselben. Mit mütterlicher Treue ist sie den Armen nachgegangen und wenn die ersten Frühlingsstrahlen der Sonne Christi die Eiskrinde lang verhärteter Herzen zu durchbrechen begannen, wie selig war der treuen Diaconissin Freude über solche Erstlinge der Gnadenarbeit Gottes. Sie hat den Armen der Gemeinde

Beerfelden und deren Kindern viel Gutes gethan und wird noch heute dort von Vielen gesegnet. Sie wurde auch hie und da zu besondern Kranken in der Gegend gesendet, namentlich in Nothzeiten in die benachbarten Pfarrhäuser und was St. Paulus von Phöbe sagt: „sie hat vielen Beistand gethan und auch mir selbst“ — das bezeugt mancher Diener Christi im Odenwald, so vor Allen ihr dortiger früherer Pfarrer, dem sie im Hause an dessen Kindern und in schwerer Krankheit ihm selbst Beistand gethan; und auch ich, denn sie hat auch mir und meinem Hause in trüben Tagen treulich gedient. Ich sage ihr hiemit öffentlich Dank, Gott wird's ihr ewiglich lohnen. Im August 1865 wurde sie aus ihrem Beruf in Beerfelden abgelöst und sollte von da an dem Kinderspital in Nürnberg vorstehen. — Schwesternnoth des Mutterhauses, gegenseitiges Mißverstehen, auch verleumderisches Darenreden Unberufener haben die Geschichte der Abberufung der sel. Schwester aus ihrem gesegneten Arbeitsgebiet sehr unerquicklich gemacht. Ein Stachel blieb in ihrem Herzen sitzen und so sehr und redlich sie sich Mühe gegeben, ihrem Mutterhause vollen Gehorsam zu leisten, so konnte sie sich doch nicht völlig selbst überwinden und trat im September 1865 aus dem Diakonissenverban-

aus, um in freier, selbständiger Weise in ihren ihr lieb gewordenen Beruf zurückzukehren. Ohne Rückhalt an einer Genossenschaft diente sie nun dort, treu wie zuvor, noch weitere 10 Jahre, bis die Sehnsucht der Heimkehr erwachte. — Da der sel. Schwester Berufs- und Lebensführung untadelig war, so wiesen wir ihre Bitten um Wiederaufnahme nicht ab und überreichten ihr im Januar 1874 an dieser heiligen Stätte zum andernmal den Diakonissenschleier und sie hat ihn in Treue getragen bis zu ihrem Ende.

Nicht stark von Kind auf hat Marie ihre von Gott ihr geschenkte Kraft in dem Beruf in Beersfelden mit freudiger Aufopferung auf den Altar Gottes gelegt und Jahre lang unverdroßen unter viel leiblicher Schwachheit gearbeitet. Darum mußten wir bei ihrem Wiedereintritt in unser Mutterhaus darauf bedacht sein, ihr einen nicht allzu schweren Beruf zu übergeben. So übernahm sie am 3. Febr. 1874 unsere Staatserziehungsanstalt, welche damals 2 Pflinglinge hatte, an welchen die sel. Schwester treu und unter herzlichster fortgehender Fürbitte gearbeitet hat. Am 3. Januar 1876 wurde sie als Weißzeugverwalterin in das städt. Krankenhaus zu Nürnberg gesendet, welchen Beruf sie gleichfalls zur vollen Zufriedenheit der dortigen Vorstände und zur

Freude der mit ihr arbeitenden Schwestern geführt hat. Nach anderthalb Jahren aber nahmen ihre Kräfte merklich ab und die chronische Nierenkrankheit an der sie litt, brachte sie so herunter, daß sie von Nürnberg abgelöst und als Kranke ins Mutterhaus versetzt werden mußte. Als wir am 18. Oktober 1877 unser Feierabendhaus bezogen, war sie unter dessen ersten Bewohnern und hat in demselben seit jener Zeit, also 2 $\frac{1}{2}$ Jahre lang, unter viel Leiden und Schwachheit zugebracht, dankbar aber für die Wohlthat der Ruhe und aller dafelbst empfangenen leiblichen und geistlichen Pflege. Was ihren pastoralen Zustand in dieser Zeit betraf, so brauchte es geraume Zeit, bis sie die Furcht und Angst des Todes, die zuweilen über sie kamen, überwinden lernte im Siege des Lammes. Es war überhaupt nicht so, daß ihr der Sterbensgedanke und die Aussicht, heim zu kommen, zu einer Freude geworden wäre. Sie wäre lieber gesund geworden und hätte gerne noch gedient; denn schwer wars ihr doch, erst 45 Jahre alt, schon unbrauchbar im Dienste sein zu müssen. Aber sie hat sich ergeben und unter Gottes Hand gebeugt und ihre von Natur verzagte und ängstliche Seele treulich bergen gelernt in Jesu Herz und Hände. Die als Folge ihres eigentlichen Leidens

eingetretene Wassersucht machte ihr viele Beschwerden, Herz- und Athemnoth; ihre große Schwachheit, namentlich des Gedächtnisses, quälte sie oft und es war ihr ein Jammer, über kein Gotteswort mehr nachsinnen zu können. Aber der Herr hat sie gestärkt und wenns auch lange dauerte, bis ihre Erlösung kam, Er hat in Seinem Wort und Sacrament bei Seiner Dienerin Stand gehalten und ihr endlich ausgeholfen zu Seiner Stunde. Seit vielen Wochen war sie das Bild einer redenden und sich bewegenden Leiche, und wenn sie auch nicht mehr viel sagen konnte, herzliche Sorgen der Liebe um ihre kleine Nichte und deren Gesundheit bewegten sie bis in die letzten Stunden hinein und sie wird ja wohl nun im Himmel die Freude haben, zu sehen, daß ein Lieblingswunsch für diese Nichte ihr noch in Erfüllung gegangen ist, ob sie es auch im Leibe nicht mehr erleben konnte. Sie hat keinen leichten Tod gehabt, die Seele hat sich schwer vom Leibe gelöst, aber der treue Hirte ihres Lebens hat ihr durchs Thal der Schrecken und Aengste hindurchgeholfen und hinaufgeleuchtet in den ewigen Frieden. Marie ist unter dem Segen des heil. Amtes am vergangenen Freitag früh 6 Uhr selig entschlafen. Die Todesnachricht ereilte mich am Abend dieses Tages im Odenwald, wo ich unter

dem gastlichen Dache der Gräfin von Fürstenau, welche die sel. Schwester treu geliebt hat, zusammen mit dem Pfarrer, unter dessen Leitung die Selige so manches Jahr gestanden, gerade weilte. Ich bin Zeuge gewesen, welsch ein liebeiches Gedächtnis Beide der seligen Dienerin Christi bewahrt haben und habe in Beider Auftrag heute Blumen und Kranz der Seligen in den Sarg gelegt. Ja ihr Gedächtnis bleibt auch unter uns im Segen und Gottes Gnade schenke uns viel Nachfolgerinnen, welche in der Treue und aufopfernden Hingabe an den Beruf und in der stillen, sich selbst verzehrenden Arbeit unter viel Schwachheit, ihr ähnlich wären.

Marie ruhe in Frieden,
das ewige Licht leuchte ihr!

Laßt mich daran etliche kurze Ermahnungen knüpfen:

1) die sel. Schwester hat einmal laut ihres Tagebuchs gebetet: „Sei mir gnädig und hilf mir, alle Lieblosigkeit fröhlich überwinden!“ und ein ander mal: „Wenn Du mich demüthigst, machst Du mich groß. Klein vor den Menschen, nichts werth in ihren Augen, was schadet das, wenn ich in deinen

Augen, o Herr, doch so theuer geachtet bin, daß Du mich erlöst hast!" da hat der sel. Schwester Sinn nach etwas Hohem gestanden; denn es ist was Großes und nur durch die Wirkung der Gnade möglich, die Lieblosigkeit der Menschen fröhlich zu überwinden und bei Verachtung derselben stille bleiben in der Liebe dessen, der uns theuer erkaufte hat. So soll es bei den Nachfolgerinnen Jesu werden, so kann es werden — so ist's vielfach nicht. Uns macht die Lieblosigkeit Anderer traurig und innerlich müde, und die Verachtung der Menschen erbittert uns also, daß wir nur zu leicht geneigt sind, die Gesinnung der Menschen auf Gott zu übertragen und Ihn zu zürnen, wo wir Ihn mit besonders brünstiger Liebe umfassen müßten. Lasset uns in die Schule des demüthigen Jesus gehen und fröhliche Demuth lernen, welcher nie etwas fehlt, wenn sie Ihn hat, der allen Mangel stillt.

2) Die sel. Schwester ist in der Stille und Beschränkung auf ihren Beruf mir immer ein Exempel gewesen. — Ich weiß und habe es selbst reichlich beobachtet, wie sie sich zu bescheiden verstand und nicht leicht über die Grenze und das Maas ihres Berufes hinausgegangen ist. Damit ist sie und Andere vor viel Schwerem behütet gewesen. Sie war

in ihrem Berufe zufrieden und hat nicht nach Anderem gesucht. Ach, daß wir das Alle in gleichem und in höherem Maaße lernten. Das ist sonderlich ein Merkzeichen einer wahren Diakonissin, ob sie an ihrem Beruf genug hat und außer Gott und der Sorge für ihrer Seele ewiges Heil nichts anderes braucht als eben das selige Theil des von Gott ihr übertragenen Dienstes. Wie friedlich und stille müßte es in einer Gemeinschaft sein, in welcher Alle ohne Ausnahme straks vor sich hinsehen und des Ihren treulich warteten. Gott gebe uns dies schöne Theil zu Seiner Ehre und zu unserer Freude.

3) Was endlich mir die selige Schwester immer so werth gemacht hat, das war, daß sie mitten unter der Arbeit ihre Schwachheit in Geduld zu tragen verstand. Sie war lang und viel, so lange sie noch im Dienste stand, von Schwachheit des Leibes heimgesucht und auch von Schmerzen geplagt und ich habe sie arbeiten und dienen gesehen und wußte, daß sie litt, aber sie hat selten geklagt und ihre Schwachheit mit Geduld getragen. Ja, man darf sagen, sie war geduldiger bei Leibeschwachheit mitten unter der Arbeit, als in Zeiten, da sie die Schwachheit zur Berufserfüllung ganz untauglich gemacht hatte. O, wenn wir diese schöne Gabe auch empfiengen je mehr

und mehr. Wenn wir die Wahrheit begreifen und üben wollten, daß wir immer so am tauglichsten sind zum Dienste Gottes an dem von Ihm uns angewiesenen Platze, wie Er Selbst uns zurechtet nach Seiner verborgenen Weisheit. Unter Leiden Seinen Willen thun und dem Kleinod nachjagen, das ist ein kostbar Teil, welches in der Nachfolge Jesu Seinen Kindern nicht fehlen soll.

Fröhliche Demuth — stilles Gehen in den Schranken des Berufs — geduldiges Tragen der Schwachheit, das lehre Euch und mich der Herr, bevor wir sterben, damit wir in die Genossenschaft der stillen und demüthigen Kreuzträger gelangen mögen, die daheim sind im Frieden.

Die Gnade sei mit uns Allen!

30.

Schwester Dorothea Braun.

† 10. August 1880.

Es waren unter uns schon alle Vorbereitungen getroffen, um den 10. August, den Tag des heil. Diaconus Laurentius in gewohnter Weise durch Abhaltung der Generalversammlung unsers Vereins für

weibliche Diafonie zu begehen, als uns sehr unerwartet der Herr Christus eine Feier ganz anderer Art für diesen Tag auferlegte. Wir gedachten unserm Diafonissenwerke am Tage St. Laurentii durch Verhandlung der zeitlichen Angelegenheiten unsers Hauses zu dienen, der Herr aber wollte uns mit unserer Sache vor die Pforten der Ewigkeit stellen. Unsere theure Schwester Doris hat an diesem Tage ihren zeitlichen Lauf beschloßen, eine unter uns hervorragende Diafonistin der Gegenwart am Tage des großen Diafonus der römischen Gemeinde vor Alters. Dieser Laurentiustag wird uns in sonderlichem Gedächtnis bleiben. Heute nun, am Tage einer großen Aebtissin, der Tochter des großen Franziscus, der heil. Clara von Assisi, haben wir den Leib unserer seligen Schwester in den Gottesacker gebettet auf den Tag der herrlichen Auferstehung und schicken uns jetzt an ein Wort zu ihrem Gedächtnis zu sagen. Vernehmt zuerst in kurzen Zügen ihren äußeren Lebensgang.

Christiane Karoline Dorothea Braun war das sechste Kind des weiland königlichen Rentbeamten Gustav Braun zu Gunzenhausen aus dessen dritter Ehe mit Wilhelmine, der Tochter des seligen Pfarrers Johann Jakob Bomhard zu Gundelsheim. Geboren war sie am 2. Januar 1832, welcher Tag ihr in

den letzten 8 Jahren ihres Lebens dadurch von besonderer Bedeutung wurde, daß er zugleich der Todestag ihres seligen Hirten und Lehrers Löhle gewesen. Die heilige gnadenreiche Taufe empfing sie am 17. Januar. Ihre Taufpathin war Frau Dorothea von Kirschbaum, eine geborene von Braun aus Nürnberg. Dorothea wuchs in zahlreichem Geschwisterkreis, in ziemlich unbeschränkter Freiheit, unter den Augen eines ernsten, thätigen, zu schneidendem Sarkasmus angelegten Vaters und einer liebevollen, treuen Mutter mit heiterem Gemüth, auf und genoß das Glück einer vergnügten, an geistiger Anregung reichen Jugend. In den allerersten Elementen von der Mutter, dann durch fünf Jahre hindurch in der Volksschule zu Gunzenhausen unterrichtet, kam sie im 12. Lebensjahre nach Augsburg in das Haus ihres Oheims, des Kirchenraths Dr. Bomhard, eines gesalbten Pfarrers mit edlem Angesicht und seltenem Schwung der Rede. Sie besuchte in Augsburg das Stetten'sche Töchterinstitut und wurde von ihrem Oheim confirmirt auf Ostern 1846. Im Herbst dieses Jahres kehrte sie ins elterliche Haus zurück, um hier die häuslichen Geschäfte zu erlernen und bis in den Herbst 1853 zu üben. Was sie hier erlernte und geübt, das bewährte sie dann im

Pfarrhause ihres Bruders zu Gyrichshof, dem sie 2 $\frac{1}{2}$ Jahre lang das Hauswesen mit Treue und Umsicht geführt hat. Von hier aus trat sie, am 1. Mai 1856, in unsere Diakonissenanstalt zu eigener Ausbildung ein. Hier entfalteten sich erst ihre großen Gaben und sie sog mit Begier und ernstem Eifer ein, was ihrem Geist durch die Anregung ihres seligen Lehrers allhier geboten wurde. Im Eifer des Lernens that sie indeß des Guten zu viel, benützte manche Nacht zur Einprägung und zum Nachschreiben des Lehrstoffes, so daß sie an einer Gehirnentzündung erkrankte und ins elterliche Haus zurück mußte. Das innerliche Band aber, das sie mit Neuendettelsau auf immer einen sollte, war geknüpft; so kehrte sie nach eingetretener Genesung, im November 1856, wieder um Diakonissenschülerin zu werden. Nach einem Semester treuen Lernens wurde sie zum Unterricht der kleinsten Schülerinnen des Diakonissenhauses verwendet, empfing am 2. Februar 1858 die Einsegnung zum Diakonissenberuf und wurde am 1. Mai 1858 Klasselehrerin der vierten, am 1. November desselben Jahres Klasselehrerin der zweiten Klasse der weiblichen Bildungsanstalt des Diakonissenhauses. Sie vertrug jedoch je länger desto weniger den Lehrberuf, ihr Kopfleid nahm sehr zu, ein Flech-

tenleiden suchte sie heim, so daß sie sich entschließen mußte, das Lehren aufzugeben. Mit Mühe und großer Selbstüberwindung unterrichtete sie bis zum März 1859, mußte aber dann zu ihrer Herstellung die Ruhe des Elternhauses auffuchen. Durch Einflüsse hochverehrter Personen hatte, je mehr sie sich kräftigte und je mehr man wahrnahm, was sie hier geworden war, ihre Treue zu Dettelsau schwere Proben zu bestehen, aber ihre Treue siegte und ihre Liebe zu unserm Diakonissenhaus wuchs und wurzelte immer tiefer. Im Herbst 1859 kehrte sie wieder; übernahm das Amt einer Probemeisterin und wurde vom 1. November 1860 an Klafplehrerin der Diakonissenschülerinnen. Der selige Leiter unserer Anstalten entband sie indeß nach Ablauf eines Semesters von diesem Amt und übergab ihr das hiesige Pfründehaus, bald darauf die Führung der Magdalenen, am 1. Juni desselben Jahres das Rettungshaus in seinen ersten Anfängen und sendete sie am 17. Oktober an eine Industrieschule in Eisenach, wo sie in großem Segen gearbeitet hat. Im Juli 1862 kehrte sie ins Mutterhaus zurück und übernahm die Stelle der Haushaltungsschwester und die Aufsicht über die Magdalenen. Bis dahin bietet ihr Berufsleben den Anblick eines raschen,

bunten Wechsels und mancher von Gott ihr gesendeten Demüthigung. Uebrigens war es ihre Gabe und Lust, Neues anzufangen und einzurichten, ob sie auch bald weichen und immer andere Posten übernehmen mußte. Indes setzte Gott diesem Wechsel ein Ziel, als sie am 2. Februar 1865 als Oberschwester an die hiesige Blödenanstalt berufen wurde. Dies Amt hat sie durch fünfzehn Jahre bis an ihr Ende verwaltet. —

Dies ist in kurzen Zügen der äußere Gang ihres Lebens. Vergewärtigen wir uns nunmehr das Bild ihrer Persönlichkeit, so weit uns das bei menschlicher Kurzsichtigkeit und Irrthumsfähigkeit möglich ist.

Schwester Dorothea war von Gott mit reichen und großen Gaben ausgestattet, mit natürlichen Gaben sowohl als mit geistlichen. Zu jenen ist ihr großer, klarer Verstand zu rechnen, der sie zu einem sicheren, treffenden Urtheil in menschlichen Dingen befähigte; sie besaß eine reiche, gründliche Bildung und hatte tiefen Sinn für alles menschlich Große. Dazu kam die Gabe zu regieren, welche sie in hervorragendem Maaße besaß. Sie war ein originaler Charakter und ihre Persönlichkeit übte eine große Gewalt und tiefgehenden Einfluß auf ihre Umgebung. Sie stieß ab durch

manche Herbigkeit und Schroffheit, zog aber auch mächtig an, indem sie ein Halt für Viele wurde. In dieser Fähigkeit, auf Andere einzuwirken, erzeigten sich auch ihre geistlichen Gaben. Sie hatte einen hellen Blick in die Menschen und durchschaute Viele, klar und bestimmt ihren pastoralen Zustand erkennend; sie verstand auch seelsorgerlich einzuwirken und hatte in der ihr eigenthümlichen Ruhe und Nüchternheit eine Gewalt über die Geister, die ihr in ihrem Hauptberufe an den Blöden und Epileptischen mächtig zu Gute kam. Damit verband sie ein barmherziges Herz, das zu den Elendesten und Schwächsten sich liebevoll neigte und sich selbstvergeßend hingeben konnte wie eine treue Mutter. Als sie schon zum Tode müde von ihrer letzten Reise heimkehrte, schleppte sie sich noch wankend und stöhnend durch die Straßen Nürnbergs, um ihren blöden Kindern eine Gabe freundlicher Liebe mitbringen zu können. Viele jüngere Schwestern, die unter ihrer Leitung standen, können bezeugen, wie tief ihr Blick in sie gewesen und wie treu sie sich ihrer nach allen Seiten angenommen. Die Gaben großen Verstandes, entschiedener Selbständigkeit, energischen Regierens haben aber auch ihre Versuchungen und Gefahren und daß die selige Schwester auch an diesen bei sich selbst zu

tragen hatte, hat sie oft bezeugt und unter dieser Last ihrer selbst so manchemal vor Gott und Menschen geseufzt. Bei aller äußeren Sprödigkeit aber konnte sie doch sehr weich empfinden und war in höherem Grade liebebedürftig, als sie vielleicht selbst es wußte. Mit ihrer, für einen weiblichen Charakter vielleicht allzugroßen Selbständigkeit hing es zusammen, daß sie der Lust zur Kritik und Opposition gegen fremde Meinung nicht immer widerstand, es muß aber bezeugt werden, daß sie ernstlich gegen sich selbst kämpfte und ihr gemachten Vorhalt mit Demuth annahm. In Bezug auf ihre religiöse und kirchliche Anschauung soll der selige Löhe sie „eine stark protestantische Schwester“ genannt haben, womit gewiß auch das zusammenhängt, daß sie am erfahrungsmäßigen Erkennen des Kernpunktes unserer evangelischen Kirche, der Gewißheit der Seligkeit allein aus Glauben, bis an ihr Ende zu lernen hatte in der hohen Schule Gottes und ihn völlig erst zu eigen bekommen hat in den großen Seelennöthen, die ihrem Ende vorausgingen.

Als Diakonissin besaß die selige Schwester unter uns eine eigenthümliche Kraft, deren Wegnahme von uns als ein großer Verlust empfunden werden muß. Sie hatte schon damals, da sie zu ihrer eigenen

Ausbildung hieherkam, einen rührenden Respekt gegen alles, was Schwester hieß, und groß und hoch war auch das Ideal einer wahren Diakonissin, das in ihrem Geiste stand. Sie trachtete mit Ernst, dasselbe zu erreichen und daß sie es noch nicht erreicht, das bildete den Kern ihres Schmerzes, der sie bei dem schonungslosen Selbstgericht durchzog, das sie auf ihrem letzten Krankenlager über sich gehalten hat. Sie hat aber gleichwohl als Diakonissin unter uns geleuchtet, ein Vorbild für Alle. Ihre große Treue im Beruf, ihre Concentration auf denselben, ihre seltene Gewissenhaftigkeit in den ihr obliegenden Berufspflichten, ihre musterhafte Ordnung und Pünktlichkeit, ihre edle Hingabe an die ihr befohlenen Pfleglinge, ihre unermüdlige Thätigkeit, in der sie sich selbst nicht schonte — das alles sind leuchtende Diakonissentugenden an ihr gewesen. Es dürfte wohl kaum irgendwo eine größere Anstalt an musterhafter Ordnung, Reinlichkeit und sinniger Schönheit unserer hiesigen Blödenanstalt gleichkommen und wenn gar am heiligen Christabend Alles zur Blödenbescheerung strömte, wer hätte sich da nicht über die sinnige Anordnung der in Bild und Schmuck zum Ausdruck gekommenen Gedanken, die ihrem Geiste entstammten, freuen mögen? Was aber mehr ist als dies, das ist das Zeugnis

der Liebe und Anhänglichkeit, welche ihre blöden und epileptischen Kinder, Groß und Klein, von Herzen ihr entgegenbrachten und namentlich in den Tagen ihrer schweren Krankheit und nach ihrem seligen Abschied ihr bezeugten. Wir wissen ja, wie lebhaft und laut es Tag für Tag in einer Blödenanstalt zugeht, in der so viele arme Gebundene sich befinden, die ihres Willens nicht Herr werden können. In den acht Tagen aber, während welcher die theure Hausmutter krank und sterbend lag, hörte man keinen Laut. Schwester Doris hätte in einer Einsiedelei im stillen Walde nicht ruhiger und ungestörter liegen können, als mitten unter ihren neunzig Pfleglingen. Es war die große Liebe zu ihrer Schwester Doris, die sie so gehalten und stille machte und als sie endlich das Lager umstanden, worauf ihre Mutter als Leiche lag, da brach der Schmerz bei vielen gewaltsam durch. Das ist fürwahr eine schöne Krone auf dem Haupte der Seligen! Ihre letzte schwere Krankheit kam ihr selbst vielleicht weniger unerwartet, als uns Allen. Gott hatte ein sonderlich Gnadenwerk mit ihr vor. Sie war seit Wochen viel weicher gestimmt, milder und linder und es gieng ihr auch der Mund wohl über von dem Gedanken, daß sie Alles ganz neu, ganz anders beginnen müsse. Auch leib-

lich fühlte sie sich seit längerer Zeit schon müde und elend und trat auch so ihre Reise an, welche sie drei Wochen vor ihrem Ende auf Bitten einer edlen Freundin mit dieser an einen schönen Ort im Harz unternahm. Die kurze Zeit dieses Aufenthaltes in ländlicher Stille war für sie von großem Segen, indem der Geist des HErrn sie mit stillem aber mächtigem Wehen heimsuchte. Zum Tode matt ist sie heimgekehrt. Sie mußte in ihrem lieben Dettelsau sterben. Acht Tage vor ihrem Ende kam sie von Nürnberg her und traf mit mir in Heilsbronn zusammen wie zufällig und war doch nicht zufällig. Sie schleppte sich in ihr Daheim um sofort vom unheimlichen Fieber wie von einem gewappneten Mann überfallen zu werden. Der Typhus war ausgebrochen. Gott wollte Seine Magd vollenden. Sie begehrte heftig noch zu leben, aber nur weil sie sich nicht tüchtig glaubte, jetzt vor Gott zu treten; sie wollte erst ein ganz neues Leben beginnen. Der HErr aber wollte sie in Krankheits- und Todesnoth das Geheimnis der Gnade erfahren lassen. Am Freitag vor ihrem Ende hatte ich eine lange Unterredung mit ihr. Sie hat ein redlich Selbstgericht mit sich gehalten, sich gründlich vor Gott und Menschen gedemüthigt und die Gnade durch viel Schrecken und Angst der Seele

hindurch erfaßt. Drei Tage währte die große Seelennoth. Am Sonnabend durfte ich sie absolviren und mit dem Leibe und Blute Jesu speisen. Von da an ward Friede und Stille in ihr. Die Krankheit verlief, wie sie pflegt und hielt unsere Herzen zwischen Furcht und Hoffnung. Schon in der Nacht vom Sonntag auf Montag glaubten wir ihr Ende gekommen, aber es wurde wieder leichter und verzog sich bis zum Dienstag, dem Tag St. Laurentii, da verlieh ihr der treue Herr ein still und sanftes Ende. Ganz ruhig, mit dem Ausdruck heiteren Friedens auf dem Angesichte ist sie unter der Einsegnung entschlafen. Wir hatten ihr noch gesungen: O Lamm Gottes unschuldig: und: Wenn ich einmal soll scheiden; und: Christus der ist mein Leben und nach neun Uhr des Morgens war die edle Seele hinübergegangen zur Ruhe der Heiligen.

Unsere Seele ist betrübt, unsere Diaconissengenosenschaft ist schwer geschlagen. Gott aber hats mit Seiner Magd sehr wohl gemacht. Sie ruhe im Frieden, das ewige Licht leuchte ihr! — Amen.

Wenn ich nun noch, meine Lieben, ein Wort allgemeinen Inhalts, das uns Allen gelten mag, am Schluß des jetzt vernommenen Lebenslaufs sagen soll, so möge es dieses sein.

Wenn ein Mensch von Gott mit reichen, großen Gaben ausgerüstet ist, diese Gaben hat bilden und in hervorragendem Maße üben dürfen, wenn einer ein Starcker und Großer in Israel gewesen ist, so möchten Viele meinen, seines Lebens Ziel liege auf hohen Höhen und sei auf des Berges Spitze zu suchen, von dem derselbige Mensch auf reiche Thaten, große Wirksamkeit, mächtige Früchte blicken dürste — aber die Meinung ist irrig. — Das Ziel der Kinder Gottes ist dann erreicht, wenn sie von allen Höhen herabgeführt sind ins tiefe Thal, von allem Reichthum völlig entkleidet sind zur Armut der Bettelkinder, von aller Stärke erledigt sind zur heiligen Schwachheit, vom Höhenweg der Werke zum Demuthspfad der Gnade und des Glaubens hernieder gestiegen sind, vom Adlerflug der Speculation zum ABC des Katechismus. — Als der Lehrer unserer kleinen Schülerinnen, mein treuer Gehilfe, am 10. August an das Sterbett unserer seligen Schwester aus dem Katechismusunterricht abgerufen wurde, da verhandelte er gerade mit den Kindern die Katechismusworte: „mit Gnaden aus diesem Jammerthal zu Sich nehmen in den Himmel.“ Dies Zusammen treffen ist auch eine Predigt und:

„Die göttliche Thorheit ist weiser, denn die

Menschen sind; und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind.“ I. Cor.: 1, 25 u.

„Selig sind die geistlich arm sind,
denn das Himmelreich ist ihr.“

Matth. 5, 3.

Der Friede sei mit uns Allen!

31.

Schwester Caroline Immler.

† 3. Juni 1881.

Friederike Eleonore Karoline Immler war die älteste Tochter des Lehrers an der Realschule zu Koburg, Peter Immler, und der Ehefrau desselben Eleonore, geb. Bagge. Am 7. Mai 1823 wurde sie ihren Eltern geschenkt. Bei ihrer Taufe wurde sie von der Schwägerin der Mutter, der Frau Pfarrerin Karoline Bagge zu Elsa bei Koburg, in Red und Antwort vertreten. Ihre Jugendfreunden teilte sie mit noch vier Geschwistern, drei Brüdern und einer Schwester. Einfach und bescheiden wie die äußeren Verhältnisse des Elternhauses war auch ihre Erziehung. Doch wurde sie einem Privattöchterin-

stitut übergeben, welches ein Freund des Hauses leitete. Im Jahre 1836 wurde sie confirmirt; was aber die Herrlichkeit der Taufe und der feste Halt im Taufbund sei, das war damals ihrer Erkenntnis verschlossen. Der Geist des Elternhauses und ihres Beichtvaters erhielt jedoch in ihr wenigstens eine Anhänglichkeit an die Kirche und einen Zug zu ihren kahlen Gottesdiensten lebendig. Daheim lag sie ihrem Verufe, die Mutter zu unterstützen, mit großer Treue ob. Fleißig schaffen war die Freude des schnell heranwachsenden Mädchens, welches in Erholungsstunden nicht nach den rauschenden Vergnügungen der großen Welt beehrte. Ward sie hineingezogen, so wars ihr zur Qual, und froh war sie allemal, wenn sie wieder daheim sein konnte. Gleichwohl hatte auch sie die Welt lieb. Das entdeckte sie selbst aber erst, als das Licht des Glaubens in ihr angezündet ward. Der Herr, den sie nicht kannte, führte sie zunächst in noch größere Verborgenheit durch den Tod ihrer von ihr sehr geliebten würdigen Mutter im Jahre 1846. Das 23jährige Mädchen bekam durch die auf ihre jungen Schultern gelegte und von ihr mit Energie aufgenommene Sorge um das ganze Hauswesen den Ernst des Lebens zu schmecken. Die Teuerung des Jahres 1847 hat sie dadurch schwer em-

pfunden; schwerer noch dadurch, daß Teuerung auch in ihr war. Ihren jüngsten Geschwistern hat sie von da an mit großer Hingebung die Stelle der Mutter zu vertreten gesucht; dieselben dankens ihr übers Grab hinaus. Ein neuer Wendepunkt kam im Jahre 1850; da starb ihr Vater, die zwei jüngsten Kinder unverforgt zurück lassend. Ihre treue Liebe aber raffte alle Kräfte zusammen, um ferner, selbst Waise, der Waisen sich anzunehmen. In jener Zeit klopfte der Herr vernehmlicher bei Karolinen an. Der älteste Bruder, ein junger Kandidat im ersten Feuer, führte sie in die Schrift ein. Löbes Evangelienpostille deutete ihr die Schriftwahrheit nach dem Bekenntnis der lutherischen Kirche und wies sie zum Heilande der Sünder. Am dunklen Orte schien ihr das Licht so freudereich ins mühselige Herz! Auch einem edlen Freunde des Bruders, dem jetzigen Pastor der Immannelsynode, von Kienbusch in Halberstadt, welcher damals, von Amerika und Halle zurückgekommen, den Namen des Herrn Jesu furchtlos in Koburg bekannte, verdankte Karoline viele Anregung und Belehrung. Sie trat einem von diesen jungen Männern gegründeten Missions-Verein von Anfang bei, unbekümmert um den Hohn der Welt. Hier bestand sie ihre erste Bekenntnisprobe. Um diese Zeit ge-

wann Karoline an der bereits vor 12 Jahren heimgegangenen Frau Gerichtsdirektor Alt in Sieman eine mütterliche Freundin und erfahrene Führerin, der sie sich auch gerne anvertraute. Ihr Wort und Wandel, gewiß auch ihre fleißige treue Fürbitte, befestigten das schwanke Reisklein ihres inneren Menschen, das der Stärkung inmitten einer indifferenten Umgebung sehr bedürftig war. Diese Freundschaft setzte sich später fort, nachdem sie selbst sowohl, als auch die Familie Alt in Neuendettelsau ihre Heimath gefunden. Doch ehe wir Schwester Karoline dahin begleiten dürfen, müssen wir ihr noch ein Jahrseibent auf Kreuz- und Querwegen folgen; vor dem HErrn wahrens aber gerade Wege. Im Jahre 1853, als ihre Aufgabe am jüngsten Bruder mit dessen Abgang zur Universität abgeschlossen war, ward ihr die Stelle einer Lehrerin an der Industrieschule des Frauenvereins in Koburg angeboten; sie nahm an, weil sie eine Führung ihres Heilands darin erblickte. 5 Jahre lang stand sie diesem Posten treulich vor, immer angelehnt an die treue Freundin Alt. Im Jahre 1858 aber entschied sie sich für einen Gehilfinnen-Beruf im kinderreichen Hause des Herrn Pastors Dietrich in Jabel bei Wittsstock in der Priesnitz, Prov. Brandenburg. Sie zog der

reinen luth. Lehre nach. Am Ende dieses Jahres berief sie der eben verwittwete zweite Bruder nach Erfurt zur Führung seines Haushaltes. Hier fand sie Vieles vereinigt, was ihr förderlich wurde: einen nützlichen Beruf, einen herzlich frommen Bruder, eine christlich erfahrene Freundin, einen wackern Seelenhirten in der Person des 1873 entschlafenen luth. Pastors Wermelskirch, eine tüchtige lutherische Gemeinde. Hier war ihr nicht bloß wohl, hier nahm sie zu, und bekam eine immer entschiedeneren Richtung von der Welt weg zu ihrem Gott und Heilande. Es war die Wirkung des reinen Wortes und der Gemeinschaft am Wort und Sacramente.

Das war ihre Laufbahn bis zum Eintritte in unsere Neuendettelsauer Gemeinschaft. — Am 1. Mai 1861 trat sie, schon im 38. Lebensjahre stehend, als Diaconissenschülerin hier ein. Ihr erster Beruf war der der Krankenpflege im Spital zu Fürth, von da wurde sie ins Krankenhaus zu Dessau versetzt, im Jahre 1863 in die Küche der Erziehungsanstalt für weibliche jugendliche Sträflinge in Bruckberg, von da als leitende Schwester in die Krippe nach Fürth. Nach 4jähriger Erprobung empfing sie die Einsegnung zum Diaconissenberuf am 24. März 1865 und bekleidete dann verschiedenartige Berufe. Sie war

kurze Zeit Küchenschwester des Diakonissenhauses, wiederholt Garderobeschwester der hiesigen, sowie der Pölsinger Blödenanstalt. An der neu errichteten Filialstation zu Klosterheilsbrunn war sie als Industrielehrerin thätig. Doch war ihr Berufsleben öfter wegen Kränklichkeit unterbrochen, da sie dann gewöhnlich durch längeren Aufenthalt bei Anverwandten Erholung suchte. In den letzten neun Jahren ihres Lebens war sie aber ununterbrochen in der hiesigen Blödenanstalt thätig, erst in einer Einzelpflege, dann als Garderobediakonissin. Nachdem sie zu verschiedenen Malen wegen Unwohlseins auf kürzere Zeit das Bett hüten mußte, und uns da wohl in Bezug auf ihr leiblich Leben und Befinden allzu sorglich und ängstlich erschien, war es doch um's Weihnachtsfest des vergangenen Jahres so mit ihr geworden, daß wir ihren Wunsch, nun definitiv von der Arbeit dispensirt und in die Ruhe des Feierabendhauses versetzt zu werden, als völlig in ihrem schwachen Befinden begründet erkennen mußten. Ihre Thätigkeit als Diakonissin hörte somit auf und sie fieng an, sich zur Ewigkeit zu bereiten. Da man wohl von ihr gewöhnt war, zu hören: ich werde nun bald sterben, theilten wir ihre eigenen Gedanken nicht völlig, sie selbst aber hatte Recht und kannte sich in

dem Stück besser, als ihre Umgebung sie erkannte. Gott gab ihr aber von ihrer Uebersiedelung ins Feierabendhaus an noch 5 Monate Frist und ich darf bezeugen, daß sie diese Zeit redlich benützt hat, sich zum Heimgang zu bereiten. Viel elende Zeit hatte sie leiblich während dieser 5 Monate; um so begreiflicher war ihre große Sehnsucht, sterben zu dürfen. Doch war sie bei allem Todesverlangen nicht frei von Todesfurcht. Sie begehrte ihr Ende, je ernstlicher sie aber dasselbe ins Auge faßte, desto hanger wollte ihr werden, ob sie werde bestehen können vor dem „strengen Sitz.“ Nachdem sie aber durch aufrichtige reumüthige Beichte alles ins Licht vor Gott gebracht, was sie beschweren mußte, und durch Abbitte und Vergebung bereinigt hatte, was sie menschlich hand, durfte sie voll und ganz der freien Gnade Gottes befohlen werden, welche sie mit Dank und Einsicht aufnahm. Sie war in der Praxis des Artikels von der Rechtfertigung vor Gott eine einfache, treue luth. Christin und hat in ihrer Leidenszeit je länger desto mehr sich frei machen lassen von falschem Trost und hat Frieden gefunden in den Wunden Jesu. Darum war sie auch dankbar von Herzensgrund, Gott und Menschen. Seelsorgerlicher Zuspruch und Gebet war ihr ein großer Trost und

ist von ihr jedesmal mit herzlichem Dank erwiedert worden, aber auch für alle andere menschlichen Liebesbeweise war sie sehr dankbar. Sie wollte all ihr Sinnen und Denken auf die Seligkeit richten und so ernst als möglich das Eine, was noth thut, bedenken. Sie hat sich deshalb fleißig mit Gottes Wort beschäftigt, fleißig das heil. Sakrament empfangen, täglich ihren Taufbund erneuert, und als mit Zunahme der leiblichen Schwachheit auch der Geist nicht mehr stark genug war, Gottes Gedanken und Worte festzuhalten, war ihr das ein großes Herzleid und sie hat ihre Umgebung, ihr doch zu helfen, die Gedanken treulich auf den HErrn zu richten. Die Furcht vor dem Tode wich, als ungefähr 14 Tage vor ihrem Ende ihre Krankheit eine rasche Wendung nahm und ihre Kräfte eilends verfielen. Das „ganz enge Gäßlein“ — vor dessen Durchschreiten sie sich gefürchtet, that sich vor ihr auf; aber sie gieng in Frieden durch und streckte sich mit Freudigkeit nach dem Heilande aus, der Sein Kind zum ewigen Sabbath leiten wollte. Zwar machte wenige Nächte vor dem Scheiden Satan den Versuch, sie zu bedrängen, sie wußte sich aber in des HErrn Hand und fand gerade in dieser Not besonderen Trost darin, auf ihre Taufe gewiesen zu werden, kraft welcher

Satan das Recht an sie verloren habe und IESUS allein ihr König sei. Am Tage vor ihrem Ende empfing sie zum letzten Mal das Sakrament des Leibes und Blutes IESU und es war mir, da Tags zuvor ihr Schwachheitszustand so groß war, daß sie ihrer Gedanken und Worte nicht mehr Herr war, eine um so größere Freude, daß sie der heil. Feier so frischen Geistes folgen konnte. Sie repondirte mit gehobener Stimme und durfte aus dem Sakrament großen Frieden schöpfen. Auf ihren Wunsch sangen ihr gegen Abend die Feierabendhauschwester das Lied: „Unter Lilien jener Freuden“ und bei den Worten: „hole mich, mein Lamm zu Dir“ seufzte sie tief um baldige Erlösung. Der HERR war auch nahe. In den ersten Stunden sanften Schlummers erwachte sie mit neuer Unruhe und als der Morgen graute, sah man, daß ihr Stündlein sich einleitete. Früh 6 Uhr begehrte sie noch, daß man ihren Beichtvater und ihren leiblichen Bruder, den Herrn Pfarrer der Gemeinde Neuendettelsau, rufen möchte. Dann verließ sie aber die Sprache, und als ihr Seelsorger an ihr Lager trat, konnte sie schon kein Zeichen der Theilnahme mehr geben. Unter Gottes Wort und Gebet gieng sie sehr still und ruhig durch die Todesportien, und als sie zur Heimfahrt

eingesegnet war, that sie noch zwei leise Athemzüge und ihre Seele war hinüber. Still und friedlich und gar sanft ist Karoline eingeschlafen. Wir knieten um ihr Lager und dankten dem HErrn für Seine Barmherzigkeit und flehten um eine selige Nachfahrt.

Und was soll ich nun sagen? Mit dem, was ich bis jetzt ausgesprochen, ist ja, das weiß ich wohl ein vollständig Lebensbild nicht gegeben. Man fühlt sich immer verzagt, ein getreues Bild zu malen, nachdem Gott ein Leben abgeschlossen hat. Wer kann ein Menschenleben klar erkennen? Getreu ist nur das Bild, das Gott hat vom Menschen. Und was hilft's, wenn wir neben die Lichtseiten auch die Schattenseiten stellen, die jedes Leben eines begnadigten Sünders aufweist? Ist damit das Bild erschöpft? Wer kennt die innere Zusammenhänge der Wege und Gedanken eines Menschen? wer kann z. B. sagen, wie viel bei dieser und jener Verkehrtheit auf den Zusammenhang der Seele mit einem krankhaften Leibe ankommt? Unsere selige Schwester war eine leicht erregbare Natur, oft ungeduldig und schnell verletzt, sie hat ihrer Umgebung manches zu tragen gegeben — das wissen wir, das verschweigen wir auch nicht, aber was ist das gegen die Gnade Gottes, die ihr Theil war und die alle Schäden zugedeckt hat? das

ist uns bei ihr immer entgegengetreten, daß nichts Complicirtes in ihr war, daß sie ein Wesen ohne Falsch hatte, einfachen, schlichten Glaubens war. Auch ihre Fehler und Verkehrtheiten waren einfach, sie traten jedem kennbar entgegen, es war kein Hinterhalt in ihr. Darum war sie auch dankbar in gesunden und franken Tagen. Daß ihr die Ruhe fehlte und die Stille, die doch in denen wird, welche schlicht im Glauben an der Gnade hängen, das schreiben wir vielfach einem leiblichen Leidensstand zu, den sie hier nicht überwinden konnte, und gerade das mag auch der Grund gewesen sein, weshalb sie so stürmisch und vielfach ohne Geduld ihr Ende begehrte. Sie wollte zur Ruhe kommen. Gott hat ihr Drängen angesehen und zu Seiner Stunde ihr den Sabbath bescheert. „Welche Ihn ansehen und anlaufen, derer Angesicht wird nicht zu Schanden.“ So sind wir der Zuversicht, daß sie des Glaubens Ende davon gebracht habe, nemlich der Seelen Seligkeit, und danken Gott über ihr.

Caroline ruhe im Frieden
und das ewige Licht leuchte ihr!

Drei Stücke, meine Lieben, laßt mich aber
noch ermahnungsweise diesem Lebenslauf anfügen:

1) Lasset uns im Urtheil über Kranke und ihre Zustände mehr Bescheidenheit brauchen. Wir waren doch auch bei unserer sel. Schwester versucht, ihren Leidenszustand für geringer und deshalb sie selbst für nachgiebiger gegen sich zu halten, als wir nach dem wirklichen Verlauf der Sache berechtigt waren. Es entspringt aus solchem Urtheil nur gar zu leicht eine Härte, die ein Weh in der Seele zurückläßt, wenn der Ausgang einem zeigt, daß der Leidende sich selbst richtiger beurtheilt habe, als wir. Weniger Urtheil, mehr Liebe; und vor allem nicht zu viel Vertrauen auf eigene Beobachtung, aber mehr Bitte um des Geistes Licht und zarte Schonung der Brüder!

2) Lasset uns auch mäßiger sein in freundschaftlichen und theilnehmenden Besuchen der Kranken, namentlich solcher, deren Aufgabe in besonderem Sinne es ist, sich aufs Ende zu bereiten. Eine kurze Zeit hindurch hieng an der Außenseite der Thüre, hinter welcher unsere selige Schwester krank lag, ein Zettel, auf dem sie sich Besuche verbat. Sie klagte mir wiederholt, daß sie zu viel besucht werde und daß sie das in ihrer Stille störe und ihre Gedanken zerstreue. Theilnehmende Besuche der Liebe sind ja recht und Kranken oft eine

Erquickung, aber wenn sie das Maß überschreiten, so schaden sie und sind ein Hindernis. In Krankheitszeit nimmt der Herr Seine Kinder allein und wir wollen diese Einsamkeit nicht allzuoft stören, zumal es nicht immer nur Gottesdienst ist, den wir da suchen und leisten, sondern oft nur Genuß, gemüthliches Schlendern und natürliche Theilnahme. Es giebt Kranke, die vor lauter Liebe der Anderen keine ruhige Stunde haben. Das schadet Leib und Seele. Laßt uns hierin heiliges Maß lernen. Beide, Kranke und die Freunde, müssen hier Selbstverleugnung üben. Eine Krankenstube, in der immerfort Gespräch ist, gleicht keinem Heiligthum.

3) Wenn wir Kranke besuchen, so laßt uns doppelt unsere Zunge hüten, daß sie nichts unnützes rede. — Hier wird viel gesündigt. Man vergißt, daß Kranke vor der Pforte der Ewigkeit stehen und daß man sie nicht in Versuchung führen darf; das geschieht aber, wenn wir ihnen vom wogenden Leben draußen, und sei's auch nur vom Leben einer Genossenschaft, alles mögliche in die stille Krankenstube bringen und ins Herz und Gemüth legen. O wie viel Schaden wird da angerichtet! Statt den Kranken zu helfen, diese Welt innerlich zu verlassen und sich ganz auf das Leben der Ewigkeit zu richten, machen

wir sie unruhig durch Mittheilung von allen möglichen Dingen, machen dadurch die stille Krankenzelle, die ein Vorhof des Paradieses sein sollte, zu einem Tummelplatz menschlicher Unruhe und Leidenschaft, ja zu einer Arena der Klatscherei. Hier gilt nur eine Regel: Was dem Kranken zum Licht, zum Frieden, zur Stille, zur Stärkung des Glaubens dient, das werde geredet; alles andere sei verbannt. Und macht eure Besuche kurz und bittet vor der Thür um Salbung und freundliche Stille. So, wie die Engel gehen, leise und heiliglich, so sollten wir bei Kranken aus- und eingehen, damit wir den HErrn nicht vertreiben, der so stille ist.

Er selbst aber, der HErr, wolle allezeit, in gesunden und in franken Tagen bei uns sein, Sein Geist wolle uns in Arbeit und Leiden sicher führen zum ewigen Leben.

Amen.

32.

Schwester Johanna Steinmeyer.

† 7. Juni 1882.

Unsere Schwester Johanna Steinmeyer ist am 7. Juni in Dettingen im Hause ihrer Eltern selig entschlafen. Ihr Lauf war ein kurzer, aber ein guter und wir meinen, die heiligen Engel Gottes müßten eine besondere Freude gehabt haben, als sie diese im Blute Christi gereinigte Seele heimtragen durften in die Ruhe und Stille des Paradieses. Am 31. Oktober 1858 in Dettingen geboren, erreichte sie nicht einmal die Vollendung ihres 24. Lebensjahres. Sie bekam als Erbtheil mit von ihrer früh verstorbenen Mutter, daß eine Lungenkrankheit die kaum aufgeblühte Blume brechen mußte, zwei Geschwistern nach, die in gleichem Alter von derselben Krankheit kurz vor ihr dahingerafft wurden. Sie bekam aber auch gleichsam als Erbe vom Todtenbette ihrer Mutter mit, daß sie Diakonissin werden sollte, denn eine solche hatte die Mutter gepflegt und eine Zeit lang der Großmutter beigestanden in der Verpflegung der mutterlosen Kinder. Nachdem dann Johanna unter der Leitung einer treuen und lieben-

den Stiefmutter herangewachsen und im Hauswesen gelernt hatte, meldete sie sich unter fröhlicher Zustimmung ihrer Eltern im September 1876 zum Eintritt in unsere blaue Schule. Sie war eine treue Schülerin, von Herzen fromm und ohne Falch. Vom April 1877 bis Juni 1881 hat sie dann als Probenschwester unter uns gearbeitet, immer bei Kranken, im Spital zu Fürth und in der Gemeindepflege zu Regensburg. Es sind ganz bestimmte Züge, welche an Johanna hervortraten und welche sie zum Liebling sowohl ihrer Kranken als auch der mit ihr arbeitenden Schwestern machten. Diese Züge sind: Fröhlichkeit von Herzensgrund, Wahrhaftigkeit, Friedensliebe. „Johanna war unter uns wie heller Sonnenschein“ — so schreibt ihre erste Oberschwester. Und eine andere sagte: „es war immer wie Sonnenschein, wenn Johanna in mein Zimmer hüpfte.“ Fröhliche Herzen aber singen gerne und so war auch die selige Johanna voller Sangeslust und hat mit ihrer lieblichen Stimme so oft ihre Umgebung erquickt. Ihr Liederquell war unerschöpflich, aber bedeutungsvoll ist, daß ihr Lieblingslied dies gewesen ist:

Heimathland, Heimathland,
O wie schön bist Du!

Herzinnig sehn ich mich nach Dir
Und Deiner sel'gen Ruh.

Die Welt ist meine Heimath nicht,
Mein Herze ist nicht hier,
Du Heimath über'm Himmelslicht,
Mein Herze ist bei Dir. —

Doch nicht lang, nicht lange mehr
Währt die Prüfungszeit
Und mir wird im Vaterhaus
Die ew'ge Seligkeit.

Was nie ein Menschenohr gehört
Und was kein Aug geseh'n,
Ja, mehr als je ein Mensch gedacht
Wird dort an mir geseh'n.

Welche Seele wirklich auf die Ewigkeit mit ihren wahren und einzig wesenhaften Gütern gerichtet ist, die pflegt der Unwahrheit und dem Scheine abhold zu sein. So wars bei der sel. Johanna. Gerade und schlicht, ohne Schein und Wortgeklingel, so gieng sie unter uns einher. Und wie hat sie den Frieden so lieb gehabt, den Frieden unter den Schwestern! Jeder Miston war ihr zuwider und wo der Frieden fliehen wollte, da hat sie alles aufgeboden, ihn

wieder zu erobern, hat auch gar manches persönliche Recht und Ansprüche bescheidenlich aufgegeben, wenns dem Frieden diene. Wie hätten wir ein solches Schwesterlein nicht lieben und ehren sollen? Wie hätten wir nicht wünschen sollen, ein solch gutes Element recht lange unter der Schwesternschar behalten zu dürfen? Aber der Herr hat sie uns genommen und bald versetzt in eine herrliche Genossenschaft, da Friede und Freude und nie verstummendes Loblied ungetrübt erklingt. Schon im Fürther Spital mußte sie den Fürther Tribut zahlen: sie bekam den Typhus, genas aber bald und es schien, als sei sie gesünder denn zuvor. Aber als sie in der Gemeindepflege zu Regensburg sich eingelebt hatte, fieng sie zu kränkeln an. Der Arzt rieth, daß sie nach Tölz gienge, wo sie mit ihrer lieben Mutter neun Wochen weilte. Sie erstarbte und wir hofften, daß sie bald wieder fröhlich arbeiten werde, wonach ihr tiefstes Verlangen stand. Wir segneten sie im September vorigen Jahres ein, unserer Meinung nach zu fernerm Dienst, Gottes Meinung nach zur Arbeit des Leidens. Die neu eingeseignete Diaconissin kam nicht mehr dazu, in die Arbeit treten zu können. Sie gieng ins Elternhaus und fieng zu siechen an. Um die Weihnachtszeit wurde ihr klar, daß sie

auf keine Genesung mehr hoffen dürfe. Des Todes Bitterkeiten kamen da über sie, aber sie überwand im Glauben und war gern bereit, zum HErrn zu gehen. Nur ihre lieben Eltern, die schon mehr denn einmal am Sterbebett aufblühender, von der Lungenschwindsucht dahingeraffter Kinder gestanden hatten, jammerten sie. „Es ist mir nur um meine Eltern,“ sagte sie öfter und als kurz vor ihrem Ende in einer Nacht ein Sticksanfall vorüber war, sprach sie zu Vater und Mutter: „o wie dauert ihr mich, daß ihr auch das mitansehen mußtet.“ Sie hat nicht viel von ihrem Tode geredet, aber innerlich desto ernster sich bereit gemacht. Und als sie zwischen Ostern und Pfingsten das letzte Mal das heil. Sacrament empfangen hatte, gemeinsam mit den Andern, war eine stille Heiterkeit ihr Theil bis zum Ende. Ueber ihr Bett hatte sie sich den Vers hängen lassen: „Ein Tag, der sagts dem andern, mein Leben sei ein Wandern zur großen Ewigkeit. O Ewigkeit du schöne, mein Herz an dich gewöhne; mein Heim ist nicht in dieser Zeit“ und den Spruch: „Sei getreu bis in den Tod, so will Ich dir die Krone des Lebens geben“, den ihr eine liebe Schwester noch geschrieben hatte. Als es zum Sterben gieng, ließ der Vater, der ehrenwerthe Meister im Orgelbau, eine unserer

Dettinger Schwestern holen. Die half beten und der Vater waltete priesterlich am Bette seines sterbenden Kindes. War es doch immer sein Hauptgebet für seine Kinder, daß Gott ihnen einmal ein selig Ende im Glauben bescheeren möge. Hier war die Er-
 hörung. Johanna gieng selig heim als ein schliches Gotteskind. Der Vater betete das Lied: „Herr Gott, nun schließ den Himmel auf — segnete sein Töchterlein zur letzten Reise ein, drückte ihr die Augen zu im Namen des Dreieinigen und fieng dann an zu loben und zu danken dem Herrn, der Seine Kinder erlöset aus dieser bösen Welt und mit Gnaden zu Sich einnimmt in den Himmel. „Wo könnte mein Kind besser aufgehoben sein, als bei Dir!“ — Wir stimmen ein in des frommen Vaters Gebet und Lob und danken dem Herrn für unsere liebe Johanna und für alle Tugenden, die Er an ihr herausgestaltet hat in Gnaden. Er gebe uns viel also fröhliche, kindliche, friedfertige, freundliche Schwestern! Bei dem Leichenbegängnis auf dem Gottesacker zu Dettingen waren 26 unserer Schwestern zugegen und gaben ihrer geliebten Genösin das Geleite.

Johanna ruhe im Frieden und
 das ewige Licht leuchte ihr!

33.

Schwester Barbara Goppelt.

† 10. Oktober 1882.

„Herr, nun lässest Du Deinen Diener in
Friede fahren, denn meine Augen haben Deinen
Heiland gesehen! —

Mein Herze geht in Sprüngen
Und kann nicht traurig sein,
Ist voller Freud und Singen,
Sieht lauter Sonnenschein:
Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ,
Das, was mich singend machet,
Ist, was im Himmel ist.

Genes Schrift- und dieses Liedeswort werden
immer wieder in mir lebendig so oft ich unserer sel.
Schwester gedenke. In Fried und Freud hat sie unter
uns gelebt, in Fried und Freud ist sie geschieden.
Der aus der Rechtfertigung des Sünders vor Gott
durch den Glauben geborene Friede, die aus dem Kin-
desumgang mit Jesu strömende Freude sind ihr Theil
gewesen, welches Satan nicht einmal anrühren durfte.

Höret zunächst ihren Lebenslauf:

„Unser liebes „Bärbele“ — so pflegte ihre Umgebung sie zu heißen — war in Falbenthal bei Berolzheim am 1. Februar 1855 geboren und am 3. Februar in den Namen des dreifaltigen Gottes getauft. Ihr Vater war der Ziegler Christian Goppelt, ihre Mutter ist Barbara, eine geborene Steinlein. Frau Maria Habermeyer aus Auernheim war ihre Taufpathin. Durch den frühen Tod ihres Vaters lernte Barbara bei Zeiten den Segen des lieben Kreuzes kennen. Ein Vetter, der zu der verweisten Familie zog, um in Geschäft und Haushalt zu helfen, wurde auch bald vom Tode hingerafft und die Wittwe war mit ihren Kindern ausschließlich auf die Hilfe, den Rath und Beistand des himmlischen Vaters in Christo Jesu gewiesen. Der Halt bewährte sich wie immer. Unsere Barbara wurde schon als Kind mit großer Liebe zu Gott und zur Kirche erfüllt. Die Wege zu den Gottesdiensten suchte sie meist allein zu machen, um ungestört auf denselben ihre gelernten Lieder und Sprüche zu beten. Den Confirmandenunterricht — so erzählte sie selbst — hat sie nur wenig verstanden, aber am Tage ihrer Confirmation eine besondere innere Freude beim heiligen Sakrament empfunden. Frühe wurde auch schon ihr kindliches Interesse für den Diakonissendienst

angeregt dadurch, daß unsere Pölsinger Schwestern auf ihren Terminirgängen auch in Barbaras Heimathsdorf kamen. Das Kind führte die Schwestern im Orte umher und verschaffte ihnen — was nicht immer leicht war — Eingang in die Häuser. In ihrem elften Jahre kam sie zu einer Missionsversammlung mit ihrer Tante hierher nach Dettelsau und ihre Seele wurde mächtig angezogen durch das, was sie hier sah und hörte. Ihre Sehnsucht erwachte, einmal ganz hier sein und dem Diakonissendienst sich hingeben zu dürfen. Der Gedanke wurde mit den Jahren reifer, Mutter und Tante waren auch nicht entgegen, aber die Tochter mußte warten lernen. Erst nachdem ein Bruder und eine Schwester zur Stütze der Mutter herangewachsen waren, durfte Barbara ernstlicher bitten und wieder waren unsere terminirenden Schwestern, die ihr nun bitten halfen. Das Amen und der Segen der treuen Mutter fehlten nicht und im November 1874 meldete sich Barbara zur blauen Schule. Sie war eine treue, einfache Schülerin ohne hervorragende Geistesgaben, aber ein Friedenskind und eine treue Dienerin. Ihren ersten Beruf als Probenschwester fand sie in der hiesigen Waschküche und später auf der Bügelstube, dem Arbeitsgebiet der Pflöglinge unseres Mag-

daleniums. Mit seltener Treue und Gewissenhaftigkeit hat sie diesen Beruf versehen und es hat sich dabei reichlich bewährt, daß der sittliche Halt einer im Glauben stille gewordenen Seele eine Macht über Pflöglinge ist, die zur Zucht gewöhnt werden sollen. Barbara genoß in hohem Maße die Achtung derer, die sie zu beaufsichtigen hatte. Am Schluß des Jahres 1877 kam unsere sel. Schwester in die Küche des großen Nürnberger Krankenhauses, in welcher sie bis in den Juli 1880 treu gedient hat. Während dieser Zeit, es war am 16. September 1880 empfing sie mit andern Genossinnen die Einsegnung und wir haben ihr damals mit sehr fröhlichem Gewissen die Hände aufgelegt. Aber der Küchendienst hat uns schon manche Schwester in der Blüthe der Jahre geknickt. Müde und heiser und hustend kam Barbara am 24. Juli 1880 hierher und suchte im Feierabendhaus Heilung und Erholung. Es bekehrte sich auch allmählich mit ihr, so daß wir es wagen konnten, sie am 2. November 1880 als Hausmutter an die neuerrichtete Kinderpflegeanstalt in Würzburg zu senden. Wir waren der guten Zuversicht, sie werde ihre Sache gut machen, und den 8 Kindern ein treues Mütterlein sein. So war es auch und als sie leider schon nach einem Vierteljahr wegen

erneuter Krankheit ihren Posten wieder verlassen mußte, folgte ihr die Liebe und Anerkennung ihrer Vorstände. Sie kehrte abermals ins Feierabendhaus zurück und abermals giengs aufwärts mit ihrem Befinden. Wenn es so war, so wars der Seligen immer ein Anliegen, ihre Kräfte anzuwenden. Mit welcher Freude ergriff sie deshalb die Gelegenheit, zur Advents- und Weihnachtszeit 1881 aushilfsweise der Gemeindefstation zu Ansbach zu dienen! Die dortigen Schwestern gedenken mit Freuden der zwei Monate, während welcher dies fröhliche Friedenskind unter ihnen wandelte. Ende Januar 1882 kam sie zurück und ist seitdem nicht mehr fähig gewesen, in geregelter Weise zu arbeiten. Die Krankheit ihrer Lungen machte langsame, aber stetige Fortschritte. Sie brachte wiederholt Wochen lang bei der treuen Mutter zu. Als sie das letzte Mal von da hieher zurückkam, es war vor bald fünf Wochen, da war es die höchste Zeit. Die gute Hand Gottes führte sie zur rechten Stunde zu uns zurück, damit wir sie in Liebe pflegen und auf ihr Ende stärken konnten. Nur am ersten Sonntag nach ihrer Hieherkunft konnte sie dem Gottesdienste der Anstaltsgemeinde beiwohnen, dann mußte sie sich niederlegen auf ihr Siechbettlein, auf dem ihr Heiland sie vollenden wollte zum Erbtheil der Heiligen

im Licht. Und nun kamen sonnige Tage für uns, die wir Zeuge sein durften, wie die Gnade Gottes an diesem Kinde arbeitete. Es ist ja nicht immer so, daß die Tugenden und schönen Eigenthümlichkeiten, welche Gottes Gnade einem Christen in diesem Leben geschenkt und aufgeprägt hat, in der Krankheitszeit verklärt herausleuchten; es ist oft umgekehrt. Bei Barbara aber strahlten jene in der Prüfungszeit in mildem, lieblichem Licht. Es war ihr von jeher gegeben, ohne viel Kampf und Not den schmalen Weg des Lebens zu gehen. Nicht die Finsterniß der Unsechtung, nicht der Sturm und die Erregung des Kampfes mit seinen Schrecken und Nöten war der Pfad, auf welchem der gute Hirte Sein Schäflein führte. Es war meist so still und friedevoll, so einfach, schlicht, freundlich und freudig im inneren Leben der Seligen. Ihre Buße war deshalb keine schwache, ihr Glaube kein weichlicher. Und darf nicht Gott auch so die Seinen führen, und wer kann sagen: Was machst Du? Unserer lieben Barbara hats oft Not gemacht, daß sie keine Nöten hatte und klang manchmal wie Entschuldigung, wenn sie sagte: „ich kann aber nicht verzagt und traurig sein.“ — Ich denke, wir preisen sie glücklich um dieser Führung willen. — Ist's nicht ein gesundes Geistesleben, wenn man alleweg getroßt

und fröhlich sein kann in dem GÖtten seines Lebens? „die Heiligen sollen fröhlich sein“ — und „meine Seele erhebt den HERRN und mein Geist freuet sich GÖTTES meines Heilandes.“ — Aus diesem Tone gieng das innwendige Leben unserer teuren Schwester. Und dies litt keine Unterbrechung in der Krankheitszeit, in den schwersten Nöthen des Leibes, in den Wehen des Todeskampfes. Wohl meinte Barbara, die sich nicht wie so viele Schwindsüchtige Lebenshoffnungen machte, es werde der HERR sie ohne viel leibliche Schmerzen an die Pforten der Ewigkeit führen, aber sie hat je länger desto mehr die Schmerzen und die Mergste der Wassersüchtigen durchkosten müssen. Der Husten plagte sie je näher dem Ende, desto grausamer. Ihr Hals war wund, die furchtbare Geschwulst brach auf, sie lag wie auf Feuer. „Lieber Vater, du plagst mich gescheidt!“ So hat sie einmal in ihrer einfältigen Weise zu GÖTTEN gesagt. Aber ihre Seele und ihr Geist waren immer fröhlich und getrost und keine Angst, kein Verzagen, keine Anfechtung durfte sie plagen. So oft ich an ihr Bette trat, war mirs, als wäre die Freundlichkeit GÖTTES über sie förmlich ausgegoßen. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage: so oft sie die Augen aufschlug, wars, wie wenn die Sonne aufgieng. Ihr

Jesus und Sein Leuchten durchsüßte all ihr Leid. Frug man sie: wie geht es deiner Seele? so sprach sie allemal: „o, der gehts gut; der Heiland ist bei mir.“ — Große Schwächeanfalle ließen die Selige zu verschiedenenmalen vermuthen, ihr Ende sei da. So ließ sie mich in dieser Meinung etwa 4 Tage vor ihrem Tode an ihr Bette rufen. Ich fand sie bitterlich weinen, ja schluchzen. Schon dachte ich: nun hat sie doch die Traurigkeit ergriffen und es wollte mir schon leid sein, daß auf dies Freudenbild eine Wolke ihre Schatten legen durste. Da frug ich sie: „Was ist dir Kind?“ Sie schlug die Augen groß auf und sprach: „ich weine vor lauter Freude. Ich sehe den Heiland kommen.“ Noch aber war es erst ein Winken von Ferne. Barbara ergab sich willig, bat aber kindlich weiter, der Herr möge sie heimholen. Als der Husten sie am letzten Tage sechszehn Stunden lang geplagt und zur größten Erschöpfung gebracht hatte, da waren ihre Augen fest und flehend auf ihr Crucifix geheftet und mit erhobenen Händen rief sie: „Lieber Heiland, ich freue mich so auf Dich, nimm mich doch zu Dir!“ Als ihre Sprache fast unverständlich wurde und ihr Mund nur noch lispeln konnte, bat ihre Pflegerin sie, ihr noch einmal zu sagen, ob sie etwas wünsche. Da brachte sie leise

die Worte hervor: „mit Freud fahr ich dahin!“ So hat sie auch lange zuvor sich von den Schwestern erbeten, daß diese in ihrer Todesstunde ihr singen sollten das Lied des heiligen Simeon; „Herr nun lässest du deinen Diener in Friede fahren“ — und das Te Deum: „Herr Gott, dich loben wir.“ — Das ist auch geschehen und diese Freudenklänge haben die Seele, die sich wie ein Kind auf die heimtragenden Engel freute, erquickt und getröstet. Wie ein Kind konnte sie, als ob sichs um eine vergnügliche Sache handelte, von ihrem Aufenthalt im Leichenhaus und ihrem Begräbniß reden. Sie lag einmal mit einer andern Schwester, die sich in jenen Tagen auch dem Tode nahe glaubte, in demselben Zimmer. Zu der sagte sie: „am Ende liegen wir zwei auch so bei einander im Leichenhaus.“ — Wer solch geheiligte Freude und getroste Zuversicht des Glaubens in seinem Herzen trägt, der ist auch geduldig und dankbar. „Bete, bete“ — so sprach sie zu der von ihr so herzlich geliebten Pflegerin, „daß mir die Geduld nicht ausgeht; darum habe ich immer schon gebetet, als es mir noch gut gieng.“ — Und als sie einmal, da sie gehoben werden mußte, großen Schmerz empfand und laut aufschrie und ihr Angesicht dabei ein wenig sich verfinsterte, hat sie stundenlang

immer wieder den HErrn um Vergebung dieser Anwandlung zum Murren gebeten. „Ich wollte nicht murren, es ist aber doch über mich gekommen. Ach betet doch, daß Gott mir das nicht zurechne.“ Längere Tage hindurch erwartete sie von einer Nacht zur andern ihr Stündlein und hat auch drum. Endlich aber sagte sie zu mir: „ich habe mir jetzt vorgenommen, daß ich nicht mehr darum bitten will; das stille Warten wird dem Heiland lieber sein, als wenn ich immer bettele.“ — Zum Dank gegen ihren treuen HErrn hatte Barbara immer einen mächtigen Trieb. In der ersten Nacht, in welcher sie ihr Ende nahe glaubte, rief sie ihrer Pflegerin zu: „Hilf mir doch!“ — „ja, Herzens-Schwester, worin soll ich dir helfen?“ — „Ach, hilf mir danken, ich kann es allein nimmer genug, du mußt es aber laut sagen, daß wir zusammen danken.“ — Dann fieng sie an, 1½ Stunden lang ohne Unterbrechung ihren Lebenslauf zu erzählen, und als man ihr wehren wollte, so lange fort zu reden, ließ sie sich nicht stören und sprach: „Du mußt jetzt noch Alles hören, was ich all zu danken habe, lange kann ich dir doch nicht mehr erzählen.“

In der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober, vom Montag auf den Dienstag leitete sich ihr Sterben

ein. Wir, die wir sie umstanden, gestanden uns, und der Arzt bestätigte dies, noch nie ein solches Todesbild gesehen zu haben. Es war auch das Sterben so freundlich und friedlich und der bittere Zug, der kurz vor dem Ende sich über das Angesicht der Sterbenden zu legen pflegt, war in Freundlichkeit getaucht. Gott schenkte Seinem Kinde die Gnade, bei völlig klarem Geiste bis zum letzten Hauch zu sein. Sie schlug zuweilen die großen Augen auf, und schon halb gebrochen leuchtete doch ein schönes Licht aus ihnen. Sie machte bei allen Gottesworten und Liederversen, die ihr vorgesagt wurden, mit schwachem Munde den Versuch, mitzubeten. Nach jedem Gebetlein über ihr hauchte sie ihr freudiges Amen. Sie freute sich über die Lieben, die um ihr Bette standen. Bald reichte sie diesen, bald jenen die Hand. Wie freundlich lieb war sie zur treuen Mutter, die in den letzten schweren Tagen die Schwester in der Pflege ihres Kindes unterstützte. Wie hat sie die Schwestern, der Mutter nach ihrem Abscheiden viel Liebe und Fürsorge zu erweisen. Wie glücklich ist doch eine Mutter, die solch ein schönes, vom Geiste Gottes selbst geschmücktes Opfer darbringen darf. Möge Jesus sie mit der Freude des Opfers trösten. —

Um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr in der Nacht entschlief unsere Schwester unter der Einsegnung, fast gleichzeitig mit dem Amen derselben waren die heil. Engel mit der edlen Seele davon geeilt in die himmlische Ruhe. Ihr Leichnam ruhte so stille im Sarge. Auch an dem todten Angesicht mußte die stille Freude glänzen, die ihrer Seele Leben war. - Sie hatte selbst den Vers bestimmt, welcher das Band um die Palmen, die im Sarge lagen, zieren sollte: „Wohl Dir Du Kind der Treue, Du hast und trägst davon mit Ruhm und Dankeschreie den Sieg und Ehrenkron. Gott giebt Dir selbst die Palmen in Deine rechte Hand; und Du singst Freudensalmen dem, der Dein Leid gewandt.

Wir haben heute eine große Heilige begraben. Nicht Wunder, die sie gethan hätte, nicht große Werke, die sie ausgerichtet hätte, staunen wir an, aber das Wunder, das Werk staunen wir an, das Gottes Gnade an der Seligen gethan hat: daß Er eine in Sünden empfangene und geborene Menschenseele in diesem Jammerthal mit reiner, heller Gottesfreude erfüllt hat, so wunderbar, daß auch Satan hat von ferne stehen müssen.

Maria Barbara ruhe im Frieden,
daß ewige Licht leuchte ihr!

Uns aber leuchte das Licht Seines Wortes und Sacramentes, des Wortes, welches die Seele unserer entschlafenen Schwester so freudig gemacht hat auf den Tag des Gerichtes; des Sacramentes, welches Barbara so fleißig und mit tiefer Andacht empfangen hat in den letzten Leidenswochen und dessen Kraft ihr das sanfte freundliche Friedensbild des Heilandes aufgeprägt hat, dies zwiefältige und doch einige Licht leuchte uns, daß fröhliche, zufriedene, dankbare, demüthige Gottesmenschen aus uns werden, die das Geheimnis des Glaubens in einem reinen Gewissen tragen und freudig wartend Ihn empfangen wenn Er kommt, sei's in unserm Stündlein, sei's in Seiner herrlichen Zukunft.

Ihr klugen Jungfrauen alle hebt nun das Haupt empor, mit Jauchzen und mit Schalle zum frohen Engelschor, die Thür ist aufgeschloßen, die Hochzeit ist bereit, auf, auf, ihr Reichsgenossen! der Bräutigam ist nicht weit.

Amen.

34.

Schwester Amalie Rehm,

Oberin der Diakonissenanstalt.

† 11. März 1883.

Am 14. März Nachmittags 2 Uhr haben wir die theure Leiche unserer lieben, würdigen Frau Oberin aus unserm Heiligthum zum Gottesacker geleitet. Eine große, tiefbetrübte Schaar ihrer Töchter folgte ihr mit Palmen und Blumen durch die stille, winterliche Flur. Wir haben große Tage durchlebt und keine von uns, die sie mit durchleben durfte, wird dieselben je vergessen können. Stark und mächtig hat Seine Hand unter uns eingegriffen und wir sind davon erschrocken und durchbebt; aber mitten im Schmerz danken wir auch. „Kommt, wir wollen wieder zum HErrn; denn Er hat uns zerrißen, Er wird uns auch heilen; Er hat uns geschlagen, Er wird uns auch verbinden.“ Er hat Seine müde Pilgerin nach viel Arbeit und Mühe und Leiden zum stillen Feierabend gebracht. Am Sonntag Judica, da gelesen wird: „Wer Mein Wort höret, der wird den Tod nicht sehen ewiglich“, da uns am Nachmit-

tag in unserem Feierabendhaus von Glauben und Schauen gepredigt wurde, da schlug am Abend die Erlösungstunde. Die Gemeinde war zur Feier des heiligen Sakramentes versammelt. Man hatte eben gesungen: „ach wie lang, ach lange ist dem Herzen bange und verlangt nach Dir —“ da trat unser Hirte an den Altar und verkündete der Gemeinde, daß soeben der Herr unsere geliebte Frau Oberin in stillem Frieden heimgeholt.

Wir wollten uns nicht trennen von der teuern Leiche, bis es unvermeidlich war. Wir behielten sie bis zum Morgen des Begräbnistages in dem Zimmer, in welchem die Selige entschlafen war. Reicher und immer reicherer Blumenschmuck und Palmen bedeckten die Leiche und umgaben den Sarg. Von allen Seiten eilten die Schwestern von den auswärtigen Stationen herbei, man wußte sich innig verbunden, und wir schloßen uns an drei stillen Abenden mit unserem Hirten zu brünstigem Gebet zusammen. Am Mittwoch morgens um 8 Uhr geleiteten wir unsere selige Mutter unter vielen Thränen aus ihrer Kammer ins Gotteshaus, und stellten den Sarg vor dem Altar nieder. Wir sangen:

„O Ehrenburg sei nun begrüßet mir.“

Die Aussegnung und Begräbnisliturgie fand

in der Weise statt, wie sie immer unter uns üblich und Allen bekannt ist. Die Schwestern sangen am Sarg: „Jesus, meine Zuversicht“ V. 1, 3, 6 u. 7.

An das Begräbniß schloß sich die nun folgende Parentation an.

Geliebte in Christo! Mit besonders bewegtem Herzen haben wir jetzt auf unserem Gottesacker gestanden; wir haben die theure Oberin unseres Hauses und mit ihr ein bedeutames Stück Dettelsauer Geschichte zu Grabe getragen, eine Persönlichkeit, mit welcher unser aller Herzen innig versflochten waren, deren Lebensgeschichte durch 28 Jahre hindurch mit der Geschichte unseres Diaconissenhauses ein und dieselbe war. Wir haben einen schweren Verlust erlitten, Gottes Hand hat uns empfindlich geschlagen, und ob wir wohl diesen Ausgang lange vorausgesehen, ob wir nach so schweren Leibesplagen und Qualen der Seligen die Erlösung von Herzen gönnten ja mit gutem Gewißen, weil aus Liebe zu ihr, um diese Erlösung beten durften, sie kam uns doch zu frühe. Den Riß, den Gottes Hand gemacht, spüren wir tief, die Entbehrung und die Entwöhnung wird uns Schmerzen kosten. Wir trauern von Herzen,

aber wir blicken auf zu dem Herrn und wissen, daß der verwundet, auch Kräfte der Heilung hat und ein Gedächtnis treu und gut für seine verwaisten Kinder. — Wir sind nun hier, um der Seligen Gedächtnis in uns lebendig zu machen im Sinne des Wortes:

Sie hat getragen Christi Joch,
Ist gestorben und lebet noch —

und im Sinne der apostolischen Ermahnung II. Petri 1, 5—7:

„So wendet allen euren Fleiß daran und reichet dar in eurem Glauben Tugend, und in der Tugend Bescheidenheit, und in der Bescheidenheit Mäßigkeit und in der Mäßigkeit Geduld und in der Geduld Gottseligkeit und in der Gottseligkeit brüderliche Liebe und in der brüderlichen Liebe gemeine Liebe.“

Denn zu dieser heil. Ermahnung ist das Leben unserer seligen Oberin ein lebendiges Exempel gewesen.

Amalie Rehm ist am 5. März 1815 in dem Pfarrhause zu Steinheim bei Memmingen geboren, allwo ihr seliger Vater, der nachmalige Kirchenrath und Dekan zu Memmingen Herr Michael Rehm damals Pfarrer war. Sie war die älteste von acht Geschwistern, aus welchen vier, drei Brüder und eine ihr bis ans Ende innig verbunden gewesene Schwester,

sie überleben. Sie war als ein reichbegabtes und gut geartetes Kind der Eltern große Freude und ihre Kindheit und Jugend verfloß in Glück und Freude, bis in ihrem achtzehnten Lebensjahre sie der herbe Schlag traf, die treue Mutter zu verlieren. Aus diesem Ereignis erwuchs ihr eine große und ernste Aufgabe: sie mußte Mutterstelle an den jüngeren Geschwistern vertreten und die Führung des väterlichen Haushaltes in Memmingen übernehmen. Unter Beihilfe ihrer drei Jahre jüngeren Schwester unterzog sie sich dieser Aufgabe mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit und widmete sich ihren jüngeren Brüdern, deren leibliches und geistliches Wohl ihr sehr am Herzen lag, in ausgedehntem Maße. Ein reger, munterer Geist war ihr eigen und mit demselben verfolgte sie in hingebender Weise alle wichtigen Erscheinungen auf kirchlichem Gebiet, die ihr nahe traten, sei es durch Vorträge, sei es durch Umgang mit benachbarten Pfarrleuten und durch Bekanntwerden mit Missionaren, die hie und da Gäste in ihrem väterlichen Hause waren. So wurde in ihr das Interesse für die Heidenmission geweckt. Angeregt durch den Baseler Missionar Zarella, begründete sie im Jahre 1842 einen „Verein für christliche weibliche Erziehung in den Heidenländern“,

welcher viele Jahre hindurch Fortgang und Gedeihen hatte. Sie schloß sich indessen, wenn auch von der unirten Baseler Mission angeregt, nicht ab gegen die konfessionelle Bewegung, welche Ausgang der vierziger und Anfangs der fünfziger Jahre die bayrische Landeskirche bewegte und gegen die Kämpfe, welche damals unser seliger Vater Löhe um das Kleinod des Altars zu kämpfen von Gott berufen war. Der damalige Vikarius in Memmingen, jetzt Pastor in der separirten lutherischen Kirche in Preußen, der ehrwürdige, uns heut noch innig befreundete Herr Pfarrer Semm erkannte in ihr das für die Wahrheits-erkenntnis lebendig empfängliche Gemüth und war ihr von großem Segen. Durch ihn wurde damals unser seliger Vater Löhe, als er mit den Gedanken an die Gründung des Vereines für weibliche Diakonie umgieng, auf unsere selig Entschlafene aufmerksam gemacht und Gott führte ihm in ihr eine treue Mitarbeiterin zu, die vor allem in konfessionellen Anschauungen ihm treulich anhing bis an ihr Ende. Im Jahre 1853 wurde sie von Pfarrer Löhe brieflich gefragt, ob sie bereit wäre, zu einer Besprechung, die weibliche Diakonie betreffend, hierher nach Neuendettelsau zu kommen. Sie kam und kehrte, gleich ihrer Genossin Karoline Rheineck von Mem-

mingen, mit mächtigen Eindrücken erfüllt und ganz willig, ihre Person dem edlen Werk darzubieten, nach Hause zurück. Nachdem der Anfangs zögernde Vater ihr seine Einwilligung gegeben, schrieb sie hierher: „Ich habe jetzt auch große Freude und hoffe und bitte, der Herr Jesus wolle mir Kraft und Gabe geben, eine brauchbare Diakonissin zu werden.“ So zog sie um Ostern 1854 hierher und war die zweite von den ersten drei Vorsteherinnen, mit welcher Löhe am 9. Mai 1854 im Gasthaus zur Sonne dahier die Diakonissenanstalt eröffnete. Wie gerne hat sie sich allezeit dieses sonnigen, wonnigen Anfangs erinnert und wie lebendig und mit feinem Humor mußte sie von Freud und Leid dieser Anfangszustände zu erzählen. Es war ihr ja eine besondere Erzählergabe eigen, mit der sie Viele erquicht hat. Die Berufspflicht, welche der seligen, als der 2. Vorsteherin unserer Anstalt, vertraut war, bestand zunächst darin, daß sie den von Pf. Löhe erteilten Unterricht mit den Schülerinnen repetierte, auch selbst Unterricht gab und die Korrespondenz führte. Der erste Geschäftsbrief, den sie zu schreiben hatte, betraf merkwürdigerweise unsern lieben ersten blöden Pflegling Gottlieb Schmidt, der noch unter unserer Obhut sich befindet. In Bezug auf diese ersten Anfänge schreibt der sel. Löhe in seiner

Geschichte unseres Diakonissenhauses folgendes: „Die ersten beiden Vorsteherinnen waren Memmingerinnen, zu denen man deshalb ein besonderes Vertrauen hatte, weil sie sich in einer wichtigen Zeit vorher, da das konfessionelle Leben bei uns in Bayern kräftiger emporgegangen war, trotz der schwierigen Umstände, die damals stattfanden, sehr wohl und ernst benommen hatten. Die eine von diesen, Karoline Rheineck, war zweimal in Kaiserswerth gewesen und hatte sich wegen ihrer Augenleiden wieder zurückziehen müssen. Sie hatte hernach mit großem Beifall die Kinderschule ihrer Heimathstadt Memmingen übernommen. Bei den bedeutenden Talenten, die sie hatte, und ihrer sittlichen Haltung, hatte sie großen Anklang gefunden, und sie war es, die zur ersten Vorsteherin des Diakonissenhauses berufen wurde. Eine zweite, eine Tochter des Kirchenraths Rehm zu Memmingen, hatte ganz andere Gaben und Talente und trat nach dem schnellen Tode der ersten Vorsteherin an deren Stelle und sie ist es, die seitdem nicht blos die Stelle der ersten, sondern geradezu die Stelle der Vorsteherin begleitet und mit großem Verstand und Würde als Hausmutter das Ganze regiert hat.“ Nachdem sie vom August 1855 an das Amt einer ersten Vorsteherin bekleidet hatte, empfing sie am Tage Marien

Lichtmeß 1858 den Titel einer „Oberin“ und wurde dazu vom sel. Herrn Pfarrer am genannten Tage eingesegnet. Die drei Segenskollekten, welche dabei über ihr gebetet wurden, sind so bezeichnend und gleichwie prophetisch, daß wir uns nicht versagen können, sie hier wieder zu geben. Die erste lautete:

„Allmächtiger, ewiger GOTT, der du deinem eingeborenen Sohn am Tage Seines Triumphes mancherlei Gaben für die Menschenkinder verliehen hast, auf daß Du dadurch Deine Kirche reich und herrlich machest: wir bitten Dich, verleihe dieser Deiner Dienerin Amalie reichlichen Zufluß deines heiligen Geistes, daß sie die Schaar Deiner Diakonissen und dies Haus regieren könne, sanftmüthig, würdig, fest und im Frieden, daß sie die Widerwärtigen im Frieden mit Liebe überwinde, den willigen und treuen Jüngerinnen aber mit Freuden vorangehe, dir entgegen, o ewiger König und Bräutigam der Deinen. Zeig ihr, wenn Last und Mühsal sie niederdrücken, den Segen des Werkes, dem sie sich opfert, und verleihe ihr in Deinem Dienst unsträflich zu leben und endlich selig und heilig zu sterben, durch Jesum Christum deinen Sohn, unsern HERRN, der mit dir und dem heiligen Geiste Ein wahrer GOTT gelobet sei in Ewigkeit. Amen.“

Die andere: „Allmächtiger, ewiger G^ott, der du den Geist der Andacht und der Freuden in Christo I^hesu ausgießest in die Herzen der Deinen: gib Andacht und Freude dieser Deiner Dienerin zu aller Zeit, daß sie dir nahen könne, alle ihre Sorgen in Bitten zu verwandeln und mit Gebet und Flehen und Dankfagung Dir aufzuopfern mit Freuden. Durch I^hesum Christum, deinen Sohn, unsern H^oErrn. Amen.“

Die Dritte: „Allmächtiger, ewiger G^ott, der Du in Deinem heiligen Sakramente die Speise schenkst, die vom Himmel kommt und giebt der Welt das Leben, und Arznei verleihst den Seelen zur Unsterblichkeit: Verleihe dieser Deiner Dienerin Gesundheit und Stärke des Leibes, in Krankheit aber und Schwachheit die heilige Macht, den doppelten Beruf des Leidens und der Arbeit mit Freuden zu vollbringen. Durch I^hesum Christum, deinen lieben Sohn, der mit Dir und dem heiligen Geiste Ein wahrer G^ott gelobt sei in Ewigkeit. Amen.“

Der H^oErr hat diese dreifache Bitte erhört. Er hat seine Magd sanftmützig, würdig, verständig ihr Amt führen lassen. Er hat ihr eine heitere Andacht zu G^ott und die Gnade verliehen, durch Leiden und Schmerzen sich nicht beugen zu lassen, vielmehr unter Leiden zu dienen bis an ihr Ende. Sind

damit nicht so ziemlich die Grundzüge ihres Lebensbildes getroffen? Ihr Lebensgang verlief, seit sie dem Werke Löhe's diente, sehr einfach und sehr schlicht, in Gleichmäßigkeit und Stille. Wollte man ihren Lebensgang ins Einzelne darlegen, so müßte man eine Geschichte des hiesigen Diaconissenhauses geben, denn damit war nun ihr eigenes Leben aufs innigste verflochten, mit dieser Sache war ihr Thun und Denken verknüpft und Dettelsau mit seinem Diaconissenhaus war so sehr ihre Heimath geworden, daß die kleinste Reise irgendwohin nicht ohne Heimwehspuren bleiben konnte. Und sei es auch, daß sie zwischen den Riesenbergen der Schweiz pilgerte, oder unter Italiens Himmel, oder am Ufer des blauen Mittelmeers, wohin sie in Gemeinschaft mit dem sel. Löhe reisen durfte, ihr Dettelsau war auch dort das Ziel ihrer Sehnsucht. Mit dem Leben dieses Mannes war ihr Leben eng verknüpft, seine Kämpfe, seine Amtsleiden, seine leibliche Schwachheit — sie begleitete das alles mit liebendem Interesse. Sie half die Diaconissensache fördern mit der ihr verliehenen Gabe und Treue, sie sah sie unter ihrem Auge und ihrer Fürsorge wachsen und war eine dankbare Zeugin des Segens Gottes, der sich hierher ergoß. Wie hätte sie da nicht aufs Tiefste mit

ihren Schwestern erschüttert sein sollen beim Heimgang des seligen Lohes, wie hätte sie nicht die darauf folgende Zeit des Provisoriums als eine schwierige und von vielen Versuchungen durchzogene erkennen sollen? Aber sie war in dieser Zeit als eine stille und starke Seele der Halt und Trost der Schwesternschaft. Und als der Herr nach Ablauf des Provisoriums eine definitive Ordnung gab, da ist die Selige mit großer Güte und Freundlichkeit dem zur Leitung Berufenen entgegengekommen und hat mit seiner Schwachheit und Unvollkommenheit Geduld gehabt bis ans Ende.

Und was soll ich nun von ihr sagen? was für ein Bild von ihr ist in meiner, in unser aller Seele, die wir sie kannten und einen Blick in dies klare, nach innen und außen wohlgeordnete Leben hatten? — Laßt mich die hervorragendsten Züge dieses Bildes zeichnen.

Vor allem zierte sie eine edle Einfachheit. Einfach und schlicht war ihr Reden, ihr Thun und ihr Glaube. Sie war nicht von vielen Worten und es war nichts Unnützeres oder gar Ueberschwängliches an ihr; wenn aber die Erinnerungen an alte Zeiten oder sonstige ihr liebe Ereignisse der Vergangenheit wach gerufen wurden, wie lieblich, wie schlicht, wie mit Salz gewürzt, wie edel humoristisch

konnte sie da erzählen. Und weil sie so einfach war, so verstand sie auch edlen, erlaubten Scherz und konnte darauf eingehen mit feinem Witz. Wenn wir zuweilen einmal, das Joch des gemeinsamen Berufs abschüttelnd, zusammen reisten, so war das um ihrer einfachen, zwanglosen Heiterkeit willen, immer eine sehr vergnügliche Sache. — Einfach war aber auch ihr Glaube. Sie war doch ein rechtes Katechismuskind. Abhold allen verwickelten und spitzfindigen Fragen, hieng ihre Glaubenserkenntnis an den Hauptstücken fest und der Kern ihrer Wahrheitserkenntnis war der Grund- und Hauptartikel von der Vergebung der Sünden. Es war ihr die Gabe versagt, sich leicht über innere Dinge auszusprechen. Sie beklagte oft diesen Mangel und pries andere glücklich, welche anders begabt waren. Was aber auf ihrem letzten Krankenlager ihr Herz bewegte, das hat sie doch zuweilen ausgesprochen, aber immer in wohlthuernder Einfachheit. Es war eben deshalb nicht schwer, ihr seelsorgerlich zu dienen, denn sie nahm so einfach Gottes Wort auf, wendete es einfach auf sich an und ordnete so einfach die eigenen Gedanken denen Gottes unter. — Mit ihrer edlen Einfachheit hieng ihre herzliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit zusammen. Dies ist ein Hauptzug in

ihrem Lebensbild. Sie hat keine Ehre für sich, keine sogenannte Stellung gesucht, sie hat sich nie vorgedrängt. Viel lieber wollte sie in der Verborgenheit bleiben, zurückstehen hinter anderen. Wie schwer hat es doch gehalten, daß sie sich in irgend etwas bedienen ließ. Erst als der arme, müde Leib gar nicht mehr konnte, litt sie Dienste, die sie sonst ihr Leben lang sich nicht hätte thun lassen. Sie hat nicht geherrscht, vielleicht zu wenig regiert, aber doch hat sie eine Macht, einen Einfluß gehabt, weil sie so still bescheiden war. — Zu diesem Zug gesellt sich als dritter ihre gleichmäßige Freundlichkeit. Ich habe sie sehr selten, vielleicht nie unfreundlich gesehen. Sie war nicht von Launen und Stimmungen abhängig, vielmehr gleichmäßig freundlich gegen Jedermann, gern zu dienen bereit, voll Aufmerksamkeit und mit einem fürsorglichen Blick fürs Kleine begabt. Wie viele Schwestern haben diese fürsorgende Freundlichkeit erfahren dürfen und danken ihr von Herzensgrund dafür. Unterstützt war ihre Freundlichkeit von hoher Verständigkeit und Besonnenheit. Ihre Verstandesgaben waren ja überhaupt sehr hervorragender Art. Sie besaß eine feine Beobachtungs- und Unterscheidungsgabe, sowohl was Sachen, als was Personen betraf. Eine kluge

Jungfrau mit ruhiger, besonnener Ueberlegung! Darum war ihr Rath fast immer sehr zutreffend und in den meisten Fällen konnte man auf ihr Urtheil sich verlassen. Wenn sie auch nicht unfehlbar war, so hat sie doch meist den Nagel auf den Kopf getroffen und selten hatte sie eine Uebereilung zu bereuen. Diese ihre Hauptgabe aber stand im Dienste der großen Treue und Pünktlichkeit, mit der sie gedient und gearbeitet hat. Sie war immer auf ihrem Posten und hat ein tiefes Gefühl für Pflicht und Verantwortung gehabt. Ihr Beruf war ihr ans Herz gewachsen und die Aufgabe, sich von demselben zu scheiden, die sie in ihrem letzten Leiden lösen mußte, fiel ihr recht herzlich schwer. Sie diente der Diakonissensache mit Hingebung und Aufopferung ihrer letzten Kraft und hat sich selbst nicht geschont. Ihr Arbeiten war außerordentlich pünktlich. In den von ihr hinterlassenen, auf ihren Beruf sich beziehenden, Schriftlichkeiten, Rechnungen u. s. w. ist eben nichts mehr zu ordnen. Ich habe über zehn Jahre lang allmonatlich manche von ihr geführte Rechnung revidirt, aber ich habe in der ganzen Zeit auch nicht einen Fehler, auch nicht in einem Pfennige, gefunden. Ei du fromme und getreue Magd—! Ihre Berufsarbeit war keine leichte und erfor-

forderte reichlich Geduld und Ausdauer, zumal sie viel aufgesucht und angelaufen war. Wie oft mußte sie bei einer zu fertigenden Schriftlichkeit die Feder beiseite legen, weil viele ihren Rath beehrten. Da kam ihr ein schönes Maß von Selbstüberwindung zugute. Sie war wahrlich nicht weich gegen sich selbst, hat vielmehr unter viel körperlichen Leiden und Schwachheit Jahre lang gearbeitet und erst dann die Arbeit niedergelegt, als es gar nicht mehr gehen wollte und sie am Zusammenbrechen war. Sie hat lange Jahre hindurch an den edeln Organen der Lunge und des Herzens zu leiden gehabt und lange Zeit die Erquickung entbehren müssen, die in einem angestregten Beruf so nöthig ist: des gesunden, ruhigen Schlafes. Schlaflosigkeit war ihr allnächtliches Kreuz und es ist rührend zu lesen, was sie einmal im Jahre 1864 von einem stillen Aufenthalt in der Nähe des Bodensee's, wohin sie gereist war, um Schlaf zu suchen, an die Schwestern schrieb: „Samstag früh 5 Uhr stand ich auf, ich hatte gut „geschlafen; ach wenn mir die Wohlthat des Schlafes „bliebe! wie gerne wollte ich künftig in Dettelsau „zu rechter Zeit aufstehen, wie anders wollte ich meine „Geschäfte thun, wenn ich mich nicht müde und matt herumerschleppen müßte.“ Sie hat unterm Kreuz ge-

arbeitet und treulich ausgehalten, bis der Herr die müde Pilgerin zur Ruhe brachte.

Am Sonntag Reminiscere fühlte sich die Selige zum erstenmale so überaus elend, auch beobachtete sie Geschwulst an den Füßen, so daß sie kaum darauf stehen konnte aber sie schleppete sich noch umher bis zum Mittwoch, den 21. Februar. Da mußte sie sich niederlegen, um nicht wieder aufzustehen. Die Geschwulst breitete sich weiter aus, die Athemnoth wuchs, die Schwachheit mehrte sich. Sie selbst und wir alle wußten wohl, daß der Zustand ein sehr ernster sei. Nur täuschte uns die ungemeine Frische und Lebhaftigkeit ihres Geistes, die fast bis in die allerletzten Tage dauerte. An alles dachte sie, um alles kümmerte sie sich noch, Anordnungen traf sie mit klarem Geiste, bis in den letzten 3—4 Tagen ihr auch dies genommen wurde. „Ich bin ganz ein Nichts, auch vor Gott bin ich Nichts“ — so rief sie unter den Schmerzen der Entkleidung durch Gottes Hand. Jeder der sie besuchenden Schwestern und Freunde mußte sie ein freundlich, herzlich Wort zu sagen und wie dankbar war sie für geistlichen und seelsorgerlichen Zuspruch. Zwei bis dreimal täglich während der 19tägigen Krankheitszeit durfte ich an ihrem Bette stehen und ihr mit Gottes Wort und

Gebet dienen. Sie war dabei immer so einfach und stille. Meist hatte ihre Seele Frieden; als aber die leiblichen Nöthen sich immer mehr steigerten, da mußte auch die Seele in manche Angst eingetaucht werden. Aber sie nahm dann den Trost des Wortes so gehorsam auf und konnte immer bald ein herzlich Amen finden. Sie freute sich, daß ihre letzte Krankheit in die heilige Passionszeit fiel, da man sich in dieser Zeit der Vergebung der Sünden viel reichlicher und leichter getrösten könne. Zweimal, während der 19 Tage, hat sie das heil. Abendmahl empfangen. Einmal am Sonntag Oculi, das anderemal am 6. März, am Tage nach ihrem Geburtstag, an welchem ihr viel treue, dankbare Liebe entgegenkam. Das Sakrament hat sie mit besonders herzlicher Andacht und still gesammelter Seele empfangen und der Herr hat ihr die Gnade geschenkt, bis zuletzt einen völlig klaren Geist zu behalten. Als aber wenige Stunden vor dem Ende noch einmal Gedanken des irdischen Berufs, sonderlich die von ihr geführten Rechnungen betreffend, sich in ihre Seele einnisteten wollten, da wehrte sie sich mit Ernst und rief: „ich will ja Ihn, nur Ihn!“ „Ach wie schön, ach wie schön!“ sprach sie noch, dann trat das letzte Stadium ein. Es war am Sonntag Judica. Still und ruhig, ohn alle

Ungebärde, während die Anstaltsgemeinde zur Vesper in der Kapelle war, ist die ehrwürdige Mutter eingeschlafen. Ich durfte mit dem treuen Arzte und 3 Schwestern Zeuge ihrer letzten Stunde sein und als ich sie zur Heimfahrt gesegnet, da waren bald die letzten Athemzüge gethan und die erlöste Seele war hinüber. Wir konnten so herzlich danken, daß Gott sie erlöst hatte, denn in den letzten Tagen waren die Qualen so groß, daß wir doch den Herrn um ein baldiges Ende bitten durften. Er hat's ihr gegeben, recht sanft zu entschlafen, recht friedlich heimzugehen. Die müde Pilgerin ist zur ersehnten Ruhe gekommen, sie hat ihren Lauf vollendet, ihr Berufsweg liegt schön abgeschlossen hinter ihr und unsere Rückerinnerung an sie wäre eine völlig ungetrübte und freudige, wenn nicht der Schmerz der Entwöhnung wäre. Vielleicht wird in dieser Uebung der Entwöhnung klarer noch, als seither, was wir an ihr gehabt. Aber danken wollen wir für alles Gute, was Gott an ihr und durch sie an uns gethan hat. Er wolle ihr vergelten in Seinem Reich und ihr sehr großer Lohn sein. Uns wolle Er still und treu machen und mit Gnaden heimsuchen, daß wir dem Glauben der Seligen nachfolgen und an ihrer schlichten Treue und herzlichen Demuth allezeit ein mahnend Beispiel haben.

Amalie ruhe im Frieden
und das ewige Licht leuchte ihr!

Und was wollen wir thun? was wollt, was sollt ihr thun, liebe Schwestern, die ihr eine treue Oberin verloren habt? Ihr sollt nicht verzagen, denn der Herr spricht: „Fürchte dich nicht, Ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, Ich helfe dir auch, Ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“ Haltet Glauben, treu und fest und liebet euch untereinander und habt Frieden in Einmüthigkeit des Sinnes nach Jesu Christo und gedenket, um Kleines mit Großem zu vergleichen, was einst die heiligen Frauen thaten, als sie ihren Meister zu Grabe getragen hatten: „sie kehreten aber um und bereiteten Spezerei und Salben, und den Sabbath über waren sie still nach dem Gesetz.“ Also thut auch ihr. Der Geist des Herrn schenke euch ein sabbathlich Herz und heilige Stille, damit euer Sinnen, Reden, Wollen, Wünschen und Dienen eitel Spezerei werde für unsern Seelenfreund, dem Lob und Dank und Preis gesagt sei immerdar!

Der Friede sei mit Euch Allen.
